August 1947



DER MARIENBOTE

STUDENT BURSE

Wer hilft uns, eine ewige Freistelle in unserem Priesterseminar zu Battleford für einen armen Priesterstudenten zu schaffen?
$6,000.00 sind dazu notwendig.

Bis jetzt eingenommen:

Juli-Marienbote	$3,815.92
Stephan Ehman, Regina, Sask.	5.00
	$3,820.92

Senden Sie Ihre freundliche Gabe an:

MARIAN PRESS
922-24 Victoria Ave. Regina, Sask.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 11 Regina, Sask., August 1947 15. Jahrgang

Dies und Das

Unter deinen Schutz und Schirm. Große Tage erlebten die Katholiken Canadas in der dritten Juniwoche dieses Jahres. Nachdem weder das Kriegsende noch die rastlose Arbeit der Politiker mit ihren hohen Plänen und ungezählten Versammlungen und Programmen der Welt den so heißersehnten wahren Frieden bringen konnten, entschloß sich die katholische Christenheit zum letzten Schritt. Man ging zu Maria, der jungfräulichen Mutter des Gottmenschen, um von ihr Fürsprache bei Gott, dem Herrn aller Weltgeschicke, zu erflehen.

Tausende von Gläubigen kamen im Juni in Ottawa zum Marianischen Weltkongreß zusammen. Geführt von unübersehbaren Scharen von Priestern, Mönchen, Schwestern, Aebten, Bischöfen, Erzbischöfen, zehn Kardinälen, unter denen sich der persönliche Vertreter des Heiligen Vaters befand, traten sie vor den Muttergottesaltar, um Frieden und um ein neues, gotterfülltes Zeitalter betend.

Millionen notzerwühlte Menschen aus aller Herren Länder wandten in jenen heiligen Tagen ihre Augen gen Ottawa. Sie konnten nicht hinfahren, um am Marianischen Weltkongreß teilzunehmen. Mit den Betern in Canada jedoch klang es auch aus den Ruinen ihrer zerschlagenen Hütten und zertrümmerten Gotteshäuser zum Himmel hinauf: „Du heilige Jungfrau, du Hoffnung der Hoffnungslosen, bitte für uns. Du Licht im Dunkel, nimm uns unter deinen Schutz und Schirm. Du Trost der Trostlosen, sei mit uns. Du Hilfe der Christen, gib uns zurück den Frieden, das Brot und Gottes Segen. Du Zuflucht der Sünder, bitte für uns."

Zu Maria ging die katholische Christenheit. Sie wird uns helfen, die heilige Jungfrau. Dreimal kam sie während der letzten hundert Jahre, um uns zu sagen, daß sie uns helfen werde. Das war in Lourdes, in La Salette, und vor dreißig Jahren in Fatima.

Es hatte die heilige Jungfrau jedoch alle dreimal gewisse Bedingungen an die Menschheit gestellt. Werden die von uns erfüllt, dann werden wir auch die Macht ihrer Fürsprache bei Gott erleben können. Wo sie nicht erfüllt werden, da bleibt das Kreuz der erschauernden Sündenfrucht mit

seiner ganzen Schwere auf der Menschheit lasten. Es bleibt das Kreuz der Sündenfrucht, wie es heute uns in den Staub drückt mit Hunger, Nacht ohne Morgen, endlose, trostlose Ruinen; mit hilfslosen Vätern und Müttern, die da verzweifeln ob ihrer Kinder Not; mit Haß, tierischer Roheit und neuen Kriegsgefahren.

In Lourdes, in La Salette und in Fatima forderte Maria die Menschheit auf, sich durch das Rosenkranzgebet in die Geheimnisse der Liebe Gottes zu vertiefen, damit wir Ihn wieder erkennen, der da unendlich ist in Seiner Vaterschaft zu uns. Vertiefung in die Rosenkranzgeheimnisse forderte die Gottesmutter von uns, auf daß wir Gott wieder erkennen, und unsere Sünde. Diese Erkenntnis soll uns zur Buße führen für die Sünden der Welt. Wird diese Buße getan und mit ihr unsere erkaltete Liebe zu Gott wieder erweckt, dann wird Gottes friedenbringender Segen sich wieder auf uns herabsenken und es wird in Erfüllung gehen, was uns die Heiligen Schriften von den Schwertern sagen, die in Pflugscharren umgeschmiedet werden, und von den Lämmern, die friedlich neben den Tigern rasten.

Das Kreuz. Tiefer Sinn birgt sich in diesen drei Botschaften der himmlischen Jungfrau. Wir erinnern uns des Wortes des Gekreuzigten: „Wenn dieses (die Leiden des Herrn) am grünen Holze geschieht, um wieviel mehr muß es da am dürren Holz geschehen? Wir erinnern uns auch, daß Christus und wir Gläubigen ein unzertrennbarer Leib sind, Er das Haupt, und wir die Glieder. Christus kam nur aus einem einzigen Grunde auf Erden: Um Buße zu tun für unsere Sünden und um uns zurückzuführen zur gottverherrlichenden Liebe. Aus diesem einzigen Grunde blieb Er auch als mystischer Heiland immer noch ganz wirklich auf Erden. Heute noch büßt er Tag für Tag für unsere Sünden, heute noch wirkt Er, um reine, selbstlose, opfernde Gottesliebe in uns zu entzünden. Heute büßt Er jedoch nicht mehr allein. Er büßt als mystischer Heiland, und dieser mystische Heiland sind Er und wir. So lange es Sünden auf Erden gibt und so lange der mystische Heiland in der Welt der Menschen lebt, wird dort auch das verachtete und doch erlösende Kreuz mit seinem ganzen, blutenden Opfer bleiben. Es steht mitten unter uns, dieses Kreuz der Buße für die Sünden. Der Mensch kann ihm unter keinen Umständen entgehen. Entweder nimmt er es freiwillig auf sich, in dem er selbstlos und gottesfürchtig zu leben beginnt, oder aber es senkt sich selbst auf seine Schultern als furchtbare Frucht menschlicher Selbstsucht — so wie es heute Millionen von Menschen unter seinem dunklen Schatten hält und nicht losläßt.

Dieses Kreuz, das da als Frucht der Sünde uns zerquält, ist eigentlich nicht ganz das Kreuz Christi. Christi Holz wollte uns erlösen, auch von Erdenqualen erlösen. Auch heute ist es noch bereit, uns diese Erlösung zu bringen — wenn wir das freiwillige Kreuz des opfernden Gottlobens auf uns nehmen.

Das ist so ganz und gar der Inhalt der Botschaften Mariens. Es hat die Himmelskönigin ganz gewiß mit Wohlwollen auf die Beter des Marianischen Weltkongresses geschaut. Wir gingen zu Maria, nachdem sie dreimal bei uns gewesen war. Werden wir aber auch bei ihr bleiben? So bleiben, wie sie es uns in ihren großen Botschaften gesagt? Büßend und gottliebend betend?

Uns hier in Canada hat Gott vor Hunger und Ruinen bewahrt. Er tat das nicht, weil wir etwa besser und frömmer sind als die Leidenden Europas. Fast mit aller Bestimmtheit möchten wir sagen, daß Gott sich eine Gruppe von Menschen aus dem erschauernden Kreuz der Sündenfrucht herausgehalten hat, damit ihr Leben geruhsam bleibe. Geruhsam genug, um beten und büßen zu können. Ja, uns scheint heute die große Aufgabe zu obliegen, im Sinne des Marianischen Kongresses und der drei Botschaften Mariens das Kreuz des selbstlosen Büßens und Betens auf uns zu nehmen, um dadurch, zusammen mit Christus, Genugtuung zu tun für die Sünden der Welt. Wir, denen Hunger und Not erspart geblieben, sind heute jener Teil des mystischen Leibes Christi, der gemeinsam mit dem göttlichen Haupte aller Welt Erlösung vom leiblichen und vom seelischen Uebel bringen soll. Wer sonst sollte diese große Aufgabe erfüllen? Jene, deren Leben bereits übervoll ist von an Verzweiflung grenzendem Leid? Hören wir auf den Ruf des Herrn durch Maria und erfüllen wir, was von uns gefordert. Die Zeit ist ernst. Was Gott spricht, ist nicht zum Spaß gesagt. Lassen auch wir uns nicht erfassen, wir, die wir immer noch unser tägliches Brot haben, dann ist das Christentum und mit ihm alle Hoffnung auf eine zufriedenere, segensreichere Zukunft der weißen Rasse dahin. Anderen Völkern wird der Herr dann das hohe Gut

Seiner Erlösung zur Behütung überlassen. Wir aber und unsere Kinder werden zugrunde gehen.

Wir wissen ja: Der neue Krieg — wenn er kommen sollte — macht den Weltkrieg 1939-44 zum Kinderspiel!

Marias Aufgabe. Vor dreißig Jahren ließ Maria in Fatima die Menschheit wissen, daß Frieden kommen werde, nachdem die Christenheit durch ihre Buße die Bekehrung Rußlands erwirkt haben wird. Das mag wohl wie ein frommes Märchen klingen. Was von Gott und von Maria kommt, scheint uns ja immer viel unwirklicher als das, was von den Politikern gesagt wird, mögen diese „Weltführer" auch noch so charakterdunkel sein im Vergleich zur heiligen Helle Gottes. Uns sind jedoch die Botschaften Mariens kein Märchen. Wir glauben an sie, und es ist uns garnicht schwer, ihnen Ohr zu geben. Wir sehen ja mit eigenen Augen, welch gefährliche Rolle Rußland heute spielt und welchen Segen es über die ganze Menschheit bringen könnte, wenn es zurückkehrte zum Glauben seiner Ahnen.

Nicht mit Schwert und Bomben möchte Maria Rußland bekehren, sondern durch Gebet und frommes Opfern der Gläubigen. Kraft dazu soll uns das betrachtende Rosenkranzgebet geben. Jenes Rosenkranzgebet, das uns Christen, wenn wir es richtig beten, wieder einführen muß in die Tiefen der Liebe Gottes, so daß wir dadurch zur neuen Gottesfreude entflammen und alles zu tun bereit werden, wie der Herr Jesus immer alles zu tun bereit war.

Laßt uns darum in die Knie sinken. Kehren wir zurück zum täglichen Rosenkranz in der Familie. Lassen wir keinen Tag vergehen, ohne nicht wenigstens einen kleinen Bußakt für die Sünden der Welt — unsere eigenen mit eingeschlossen — verrichtet zu haben.

Wenn aber Rußland bekehrt ist: Wer wird hingehen, um ihm als Priester zu dienen? Sind nicht vielleicht die Söhne der Rußlandsdeutschen dazu auserkoren, zurückzukehren in die Heimat ihrer Vorväter, um dort jenen Glauben zu predigen, den ihre Väter vor drei und vier Jahrzehnten aus Rußland hierher gebracht? Und die Söhne der Ungar- und Oesterreichdeutschen hier bei uns, ist nicht vielleicht auch ihnen die Aufgabe gegeben, eines Tages nach Rumänien und Ungarn zu ziehen, um wieder aufzubauen, was gottlose Herrschaft dort heute vernichtet?

Auch der canadische Katholizismus hat seine großen Aufgaben der Zukunft vor sich stehen. Es ist nicht mehr genug, nur für seine eigene Seele zu sorgen: Die ganze Welt durch betende Opfer zu erlösen, wie Christus sie erlöst hat und immer noch erlöst, das ist die hohe Aufgabe des Christentums. Zu diesen Aufgaben gehört auch ganz gewiß das Opfer der Priester- und Missionarerziehung, dessen wir heute mehr denn je benötigen.

Unter dem Schutz und Schirm der heiligen Jungfrau stehend, wollen wir nun unser heiliges Werk beginnen, betend ohne Unterlaß:

„Hilf Maria, es ist Zeit,
Mutter der Barmherzigkeit."

Der Schriftleiter.

Allmächtiger Herr!

Du von Jugend auf meine Zuversicht,
Von Kindheit an bin ich auf Dich gestellt . . .
Wie ein Wunderzeichen war ich für viele,
Denn Du warst ja mein starker Hort . . .
Zur Zeit des Alters verstoß mich nicht;
Wenn die Kraft mir entschwindet,
Verlaß Du mich nicht . . .
Doch allzeit will Deiner ich harren;
Will an Dein Lob noch mehren . . .
Denn darin kenn ich kein Maß.
Ich will sterben im Preise der Wunder des Allmächtigen.
Von Jugend auf hast Du, o Gott, mich's gelehrt,
Und bis jetzt tu ich kund Deine Wunder.
Darum verlaß auch im Alter mich nicht,
Im Greisenalter, o Gott!
Daß ich Deine Stärke künde,
Deine Kraft dem kommenden Geschlecht . . .
Du ließest viel Not und Unglück mich sehen,
Doch Du erquickest mich immer wieder . . .
Du erhöhst mich noch im Alter
Und tröstest mich aufs neue . . .
Jauchzen sollen meine Lippen,
Wenn ich Dich besinge,
Und meine Seele, die Du erlöst hast!

Marienwallfahrtsorte in Saskatchewan

Wo immer von den Türmen katholischer Kirchen die Sonntagsglocken läuten, da klingt auch der „Engel des Herrn" als froher Gruß der Gläubigen an Maria zu den Wolken hinauf. Mit den Aposteln zog der Name Mariens hinaus in alle Welt, und er blieb, wo das Kreuz Fuß gefaßt und heute noch steht.

Mit unseren ersten katholischen Ansiedlern kam die Marienliebe über das große Meer auch zu uns, in den großen Westen Canadas, wo sie in unseren Marienwallfahrtsorten ihren schönsten Ausdruck fand.

Unsere Marien-Wallfahrtsmonate hier in Saskatchewan sind die Monate Juli und August. Sieben Marienheiligtümer zählt unsere Provinz, von denen zwei von der hochw. Weltgeistlichkeit, eins von den hochw. Benediktinerpatres, und vier von den Oblatenpatres betreut werden.

Die Schmerzensmutter.

Blumenfeld und Ponteix.

Wehes Leid überschattet heute das Leben unzähliger Menschen. Es erinnert unsere Zeit mit ihrem Jammer und mit ihrem Grauen an den Gekreuzigten und an die Schmerzhafte Mutter. Jesus und Maria haben uns einstens das größte aller Leiden vorgelebt, ein Leiden, aus dem trotz aller Tränen das Heilige so rein und so erlösend erstrahlte, daß kein Jahrhundert es je vergessen kann. Das Gedächtnis dieser erlösenden Leiden haben wir uns im Allerheiligsten Altarsopfer, in unseren Kreuzesbildern und Schmerzensmutterfiguren festhalten können. Lebensbringende Zeichen sind sie uns, Zeichen der Vergöttlichung des zerquälten Menschen durch Gnade und opfernde Selbstlosigkeit. Zeichen, deren Gnadenkraft, deren Hilfe und Ansporn wir heute mehr brauchen denn je.

Diese Tatsache geben wir als Grund an, um dessen wegen wir in der kurzen Beschreibung unserer Saskatchewaner Marien-Wallfahrtsorte mit jenen beginnen, die der Schmerzhaften Mutter geweiht sind.

Zwei solcher Wallfahrtsorte sind in der Diözese Gravelbourg zu finden.

Blumenfeld.

Ungefähr dreihundert Meilen nord-westlich von Regina, in der weiten, fruchtbaren Weizenebene des Distriktes Prelate, steht auf sanftem Hügel die Kirche von Blumenfeld. Keine Ansiedlung liegt um sie herum. Als wenn der Ort heilig wäre, an dem sie steht, so still ist es um die Blumenfelder Kirche. Und doch, schaut man von weitem hinüber zu ihrem spitzen Turm, dann fühlt



Botticelli **Madonna**

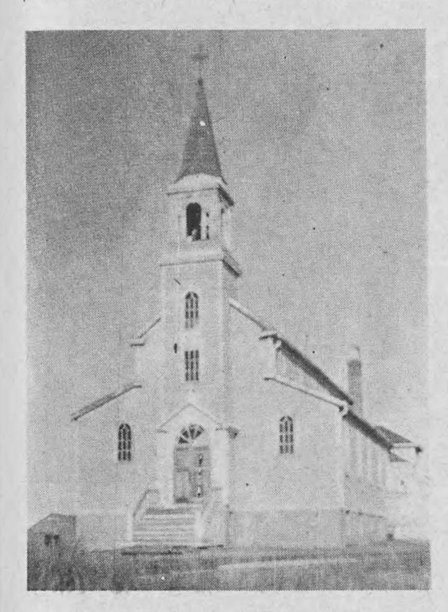
man, daß ihre Einsamkeit nicht trübe ist, sondern froh, wie die keusche Zurückgezogenheit einer gottliebenden Jungfrau. Sie wirkt einladend, die Kirche von Blumenfeld, einladend zu tiefen, stillen Freuden in Gott.

Neben der Kirche steht das Pfarrhaus, und unweit davon ein künstlich erbauter Felsen, der in einer weiten Nische die Figur der Schmerzensmutter mit dem toten Jesus trägt.



Die Schmerzensmutter von Blumenfeld.

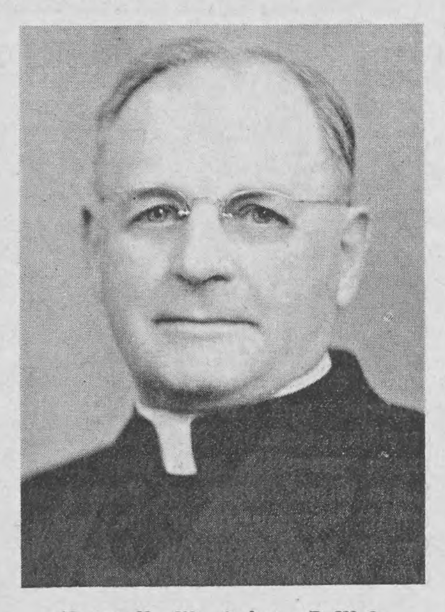
Dorthin wallt am Sonntag nach „Maria geht übers Gebirg" (2. Juli) der rußlanddeutsche Bauer des Prelater Distriktes. Von weit und breiten kommen sie, kernige Männer und starkchristliche Frauen, deren Schoß der Herrgott reich gesegnet, und mit ihnen Jüngling und Jungfrau, Bub und Mädchen und Wickelkind. Unter ihnen sieht man auch Irländer, Polen und Ukrainer, die da zerstreut unter den Rußlanddeutschen leben.



Die Kirche von Blumenfeld.

Und da knien sie denn, den Hut über das Knie gelegt und den Rosenkranz in der Hand, die rußlanddeutschen Bauern mit ihrem wirren Haar und verwitterten Gesichtern, aus deren Augen tiefer Glaube spricht, unbeugsames Hoffen und die ganz einfache Liebe eines Kindes. Neben ihnen die Frauen, die genau so viel und noch weit mehr Sorgen mit sich bringen, als sie Kinder haben. Der Wallfahrtspfarrer, Pater B. M. Heintze O.M.J., leitet sie in ihrer Andacht zur Schmerzhaften Mutter, umgeben von allen Priestern des Distriktes. Gemeinsam beten sie alle:

„Gegrüßet seist du, Maria, voll der Schmerzen, der Gekreuzigte ist mit dir. Du bist tränenreich unter den Weibern, und tränenreich ist die Frucht deines Leibes, Jesus. Heilige Maria, Mutter des Gekreuzigten, gib uns Kreuzigern deines Sohnes Tränen, jetzt und in der Stunde unseres Todes — Amen."



Pater B. M. Heintze O.M.J.

„Jungfrau, Mutter Gottes mein,
Laß mich ganz dein eigen sein.
Dein im Leben, dein im Tod,
Dein in Unglück, Angst und Not.
Dein im Kreuz und bittrem Leid,
Dein für Zeit und Ewigkeit."

Um Priester und Wallfahrer liegen die grünen Weizenfelder. Man sieht sie vom Blumenfelder Wallfahrtshügel aus in endloser Weite sich dahinziehen. Reich sind sie an Frucht, wenn die Regen zur rechten Zeit sich einstellen. Fruchtlos und karg im Geben bleiben sie in Zeiten, die wenig oder zur unrechten Zeit Regen bringen. Der Farmer des Prelater Distriktes kennt die Schatten des Kreuzes, die über seinen Feldern liegen. Viel Gottvertrauen muß er haben und viel christlichen Opfermut, wenn er ausharren will in Geduld und Glauben während der langen Jahren der Dürre, die ihn so oft heimsuchen. Darum ist ihm die Schmerzensmutterandacht auch das liebste aller Mariengebete.

Treu dem Oblatengeist, sucht Wallfahrtspfarrer B. M. Heintze O.M.J. das Volk immer lebendiger und immer persönlicher zu Maria, der Immerwährenden Hilfe, zu bringen. Wir Oblatenmissionare sind ja doch der Unbefleckt Empfangenen geweiht. Ihren Namen zu verkünden, alle, die unserer Sorge anvertraut, durch Maria zum Heiland zu führen,

ist unsere größte und schönste Aufgabe hier auf Erden. Darum sucht Pater Heintze die Wallfahrtstage in Blumenfeld so eindrucksvoll als nur möglich zu machen. Er will, daß Maria segne und immer wieder segne, Mann und Weib und Kind, Felder, Häuser, Sorgen, Leiden und Freuden. Wo Maria segnet, da segnet ja auch Er, dessen Name heilig, und der ganz die Liebe ist.

Ponteix.

In Ponteix, Sask., haben die französisch sprechenden Katholiken der Diözese Gravelbourg ihr Marienheiligtum. Die Kirche des Städtchens Ponteix ist nach der Kathedrale zu Gravelbourg das schönste Gotteshaus der Diözese. Aus rotem Ziegelstein gebaut, ruht es breit und massig auf seinen Fundamenten, fest wie der Glaube, dessen Heiligtümer es in sich birgt. Unter dem geräumigen Innern der Kirche befindet sich eine große Krypta mit dem ergreifenden Schmerzensmutterbild „Unsere Liebe Frau von Auvergne".

Eine lange Geschichte hat dieses Gnadenbild hinter sich. Aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend, hing es in alten Zeiten in einer der Kirchen Frankreichs. Als man um 1793 in Frankreich Kirchen, Kreuze und Heiligenbilder zu zerstören begann, suchten treue Katholiken so viel Kreuze und Marienbilder zu verbergen als nur möglich. Auch das Bild Unserer Lieben Frau von Auvergne geriet auf diese Weise in die Verborgenheit. Um es vor den Händen der Revolutionisten noch sicherer zu stellen, übermalte man es mit rauhen Farben. Als diese Farben später beseitigt wurden, endeckte man, daß die Urfarben aus reinem Gold bestanden.

Ein gewisser Herr Schoefer aus Claremont F e r r a n d, Frankreich, brachte das Bild am Anfang unseres Jahrhunderts nach Canada. Während der Fahrt über den Ozean geriet das Schiff, auf dem Herr Schoefer sich mit seinem Marienbild befand, in einen schweren Sturm. Die verzweifelnden Passagiere erinnerten sich da plötzlich des Propheten Jonas, den einstens Seeleute in die Wasser warfen, um ihr Schiff vor dem Untergang zu retten. Erregt wurde Herr Schoefer aufgefordert, auch sein Marienbild ins Meer zu werfen. Vielleicht brächte das Rettung.



Die Schmerzensmutter von Ponteix, Sask.

Die Passagiere wurden so von dieser halb abergläubischen Idee erfaßt, daß der Schiffskapitän zwei bewaffnete Matrosen zur Bewachung des Marienbildes aufstellen mußte.

Der Sturm legte sich bald. Herr Schoefer und das Muttergottesbild erreichten Canada. Im Jahre 1916 wurde das Bild dann vom hochw. Herrn Albert Royer nach Ponteix gebracht, wo ihm später die heutige Krypta im Untergeschoß der Kirche gebaut wurde. Die Pilgerfahrten zu Unerer Lieben Frau von Auvergne begannen jedoch erst im Jahre 1934. Heute ind sie bereits zur Tradition geworden.

Wallfahrtspfarrer zu Ponteix ist der hochw. Herr Prälat L. Lussier. Prälat Lussier wirkt erst ein paar Jahre in Ponteix. Schwere, hohe Kirchenschulden nahm Prälat Lussier auf sich, als er die Pfarrstelle in Ponteix übernahm. Seinen Pfarrkindern schien die Riesensumme dieser Schulden trostlos auszusehen. Heute ist nur noch ein Rest davon abzuzahlen. Aus Anerkennung dieser weisen, aufbauenden Verwaltung ernannte der Heilige Stuhl den Pfarrer L. Lussier dieses Jahr zum Päpstlichen Hausprälaten.

Des freundlichen Herrn Prälaten Verdienst ist es auch, daß die Wall-

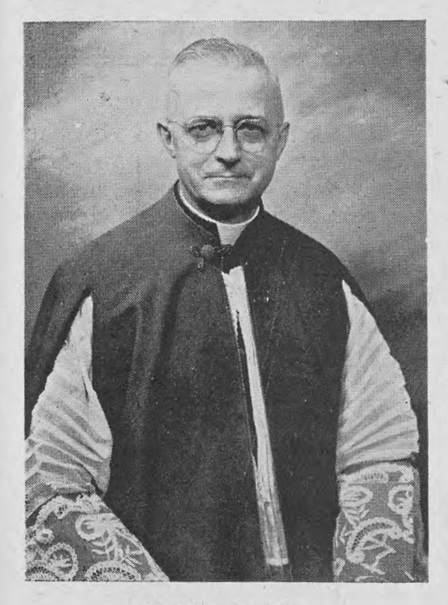
fahrten zu Unserer Lieben Frau von Auvergne immer größeren Anklang finden. Der Katholik französischer Abstammung liebt die Mutter des Herrn. Das Gnadenbild zu Ponteix ist ihm hier im Westen Canadas ganz besonders lieb. Stammt es doch aus seiner eigenen Heimat. Darum ist jeder Wallfahrtstag (16. Juli) in Ponteix von tausenden französisch sprechender Katholiken besucht, die da kommen, der heiligen Jungfrau in den klangreichen Melodien des Frankenlandes zu lobsingen.

Unsere Liebe Frau von Lourdes. Kronau, Rama und Duck Lake.

Kronau.

Etwas über zwanzig Meilen östlich von Regina liegt Kronau, der Mittelpunkt der dortigen St. Peterskolonie.

Kommt man nach Kronau, dann muß man unwillkürlich an jene großen Pionierpriester aus den



Prälat Lussier

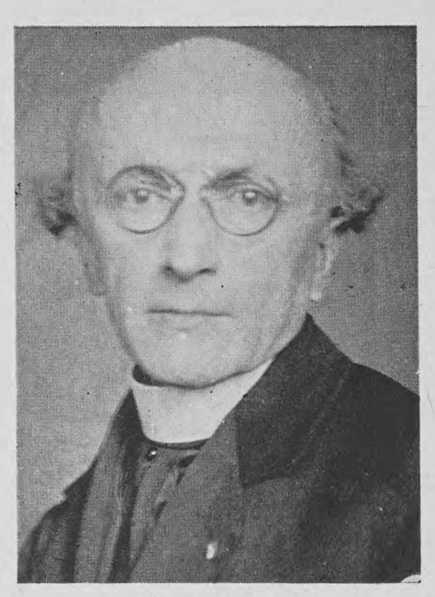
Reihen der Weltgeistlichkeit denken, deren Werk die Organisierung und seelsorgliche Betreuung der Rußlanddeutschen um Regina ist, bis weit hinein in alle Windrichtungen der Prärie. Gleich den Oblatenpatres leisteten diese Männer eine Missionsarbeit, die unter gewöhnlichen Umständen von der Weltgeistlichkeit nicht gefordert wird. Prälat J. J. Jansen, der gegenwärtige Verwalter der verwaisten Erzdiözese Regina, die Pfarrherrn Zerbach, Sauner, Wilhelm, Metzger, Heinrich, Schorr, Theunissen waren es, die vollständig auf sich selbst stehend, erfüllt von größtem Missionsgeist, der allerersten Kolonisten aus Rußland in vielen Gegenden unseres Westens erste Stütze und Hilfe waren. Ihre Namen haben sich tief in die Geschichte der deutschsprechenden Katholiken Saskatchewans geschrieben, und nur mit Hochachtung schauen wir jüngeren Priester, die wir lange Jahrzehnte nach ihnen ins Land kamen, zu ihnen auf.

Die Krone und das bleibende Denkmal der segensreichen Tätigkeit dieser Männer ist die Lourdes-Grotte in Kronau.

Der hochw. Pater Metzger, seit 1913 Pfarrer der Gemeinde zu Kronau, ist Gründer und Erbauer dieser Grotte. Kronau konnte wohl auch kaum einen besseren Fachmann für die Anlegung seiner Grotte finden als den Künstlerpriester Metzger, dessen Gemälde von ernsten Kunstkennern Canadas und der Vereinigten Staaten hoch geschätzt werden.

Als Pater Metzger im Jahre 1913 zum ersten mal nach Kronau kam — Kronau war damals noch keine eigenständige Gemeinde, es gehört als Außenstation der Pfarrei von Balgonie an — machte er die Kronauer Pfarrkinder sofort auf die treffliche Lage der Ortschaft zwecks Erbauung einer Lourdes-Grotte aufmerksam. Zwei Jahre später ging die ganze Gemeinde unter Pater Metzgers Leitung in Prozessionsordnung an den nahe bei der Kirche gelegenen Abhang des „Many Bones" Baches. Dort wurde eine Muttergottes Statue aufgestellt ,der Rosenkranz gebetet, und Marienlieder waren gesungen. Niemand ahnte, daß einige Jahre später große Wallfahrtsprozessionen von weit und breit kommen werden, um in diese Marienlieder mit einzustimmen.

Im Juni 1917 wurde mit der Ausschachtungsarbeit für den Bau einer großen Grotte begonnen. Männer und Frauen, Buben und Mädchen standen monatelang am Werk, mit Maurerkelle, oder den Mörtel rührend. Die ganz Alten — so wurde



Pater Metzger

uns erzählt — standen eifrig daneben und gaben vielen guten und weisen Rat, den der hochw. Pater Metzger jedoch nicht immer befolgen konnte. Sein Plan des Grottenbaues war von ihm selbst ausgearbeitet, und vom Bauen verstand er auch sehr viel. Da konnte er eben nicht immer darauf hören, was ihm von der Art und Weise gesprochen wurde, in der seine guten Leute in ihren heimatlichen südrußländischen Rastadt, Speyer, Klosterdorf, Mühlhausen usw. zu bauen gewohnt waren.

Es war damals gerade zur Zeit des Weltkrieges 1914-18, im Jahre der Muttergotteserscheinungen zu Fatima. Mit viel Argwohn betrachteten nicht deutschsprechende Leute das Werken und Schaffen der Kronauer. Um sich zu überzeugen, was denn all das Zementieren und Steinelegen bedeute, ob das nicht etwa eine kleine Festung der Deutschen zwecks Eroberung der Stadt Regina werden solle, ging man bis zum Pater Metzger hin und befragte ihn mißtrauisch. Pater Metzger erklärte den Argwöhnigen aber bald, daß sein Werk nicht eine Festung des Krieges, sondern eine Feste des Friedens werden solle.

Nach der Vollendung der Grotte mit ihrer großen, weiten Nische kam aus Chicago eine aus Bronze verfertigte Statue Unserer Lieben Frau



Pilger an der Grotte von Kronau

von Lourdes. Dazu kam noch die Figur der heiligen Bernadette, ein Werk des Bildhauers Carli aus Montreal.

Am 15. August 1917 wurde die Grotte in Gegenwart von ungefähr 5000 Wallfahrern durch den Oberhirten der Erzdiözese Regina eingeweiht.

Seit jenem Jahre ist der 15. August der große Tag für Kronau. In großen Scharen kommen die Pilger aus den umliegenden Landegemeinden und aus der Stadt Regina, um unter Pater Metzgers Leitung das Kronauer Wallfahrtslied zu singen: „Die Glocken verkünden mit fröhlichem Laut, das Ave Maria so lieb und so traut.“ Englisch und französisch wird den Wallfahrern gepredigt, meistens vom Reginaer Erzbischof selbst, die deutsche Predigt hält entweder Pater Metzger selbst, oder einer der hochw. Herrn, den Pater Metzger besonders darum gebeten hat.

Rama

Fährt man von Regina über Yorkton nach Canora, und von dort westlich die Autostraße Winnipeg, Humboldt, Saskatoon, kommt man nach Rama, den Mittelpunkt einer Kolonie polnisch sprechender Katholiken. Reich an grünem Busch ist die Landschaft dort oben und katholische Kirchen grüßen aus allen Ortschaften zur Landstraße hinüber.

Pfarrer in Rama ist der freundliche Pater A. Sylla O.M.J., einer unserer Pionieroblaten hier im Westen. Weit über dreizig Jahre ist Pater Sylla nun schon hierzulande, fast sein ganzes Priesterleben lang unter den Einwanderern aus Polen arbeitend. Aus seinem heimatlichen Schlesien brachte er alle Marienliebe mit sich nach Canada, die jeder Schlesier in sich trägt, der den St. Annaberg und Groß Piekar kennt. Man braucht den guten Pater Sylla nur anzuschauen um sofort zu wissen: Hier steht ein Marienpriester vor mir, ein wahrer Oblate der Unbefleckt Empfangenen, ein Mann reinen Auges und tiefer Frömmigkeit. Man kann ihn englisch, französisch, polnisch und deutsch anreden, Pater Sylla antwortet in allen diesen Sprachen fließend.

Als Pater Sylla O.M.J. nach Rama kam, wollte ihm die Grotte, die er vor Jahren einmal in Alberta gebaut, nicht aus dem Sinn. Er begann zu planen. Auch in Rama wollte er unbedingt ein Heiligtum Unserer Lieben Frau von Lourdes haben.

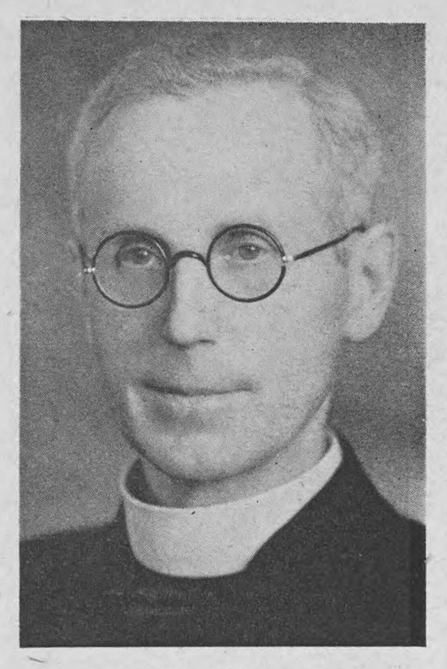
Am ersten September 1939, am Tage des Einfalles Hitlers in Polen, tat er den ersten Schritt zur Ausführung seines Grottenplanes. Der erste Spatenstich wurde gemacht. Dann begann die Arbeit. Über hundert große Wagen voll von Steiren wurden von seinen Pfarrkindern herbeigefahren und unter Pater Syllas Leitung zu einer künstlichen Felswand zusammengelegt. In der Mitte dieser Felswand, in einer weiten Nische, wurde ein Altar gestellt, dem eine felssteinerne Kommunionbank vorgebaut ward. Rechter Hand, zwischen Kommunionbank und Felsen, steht die Figur der hl. Bernadette, die wie lauschend hinaufschaut zur Statue der heiligen Maria von Lourdes. Auf der höchsten Spitze der künstlichen Felswand aber steht das Kreuz, an dem der sterbende Heiland

hängt, beweint von zwei Frauen.

„Durch Maria hinauf zu Jesus, dem Gekreuzigten, zu dem du nur gelangen kannst, wenn auch du das Kreuz des Sündenhasses und der Opferbereitschaft auf dich nimmst", scheint der Bau dieser Grotte einem jeden zuzusprechen, der zu ihr hinaufschaut.

Die Einweihung der Rama-Grotte fand am 15. August 1941 durch den hochw. Prälaten J. J. Jansen statt. Der 15. August ist auch Ramas großer Wallfahrtstag geblieben.

Schon am Nachmittag des 14. August beginnen jedes Jahr die Wallfahrtsfeierlichkeiten. Aus allen Pfarreien des Ramadistriktes kommen die Polen in großen Prozessionen, ihre wundersamen Marienlieder singend, hier und da barfuß, geführt von ihrem Priester und dem unausbleiblichen, am kräftigsten singenden Vorsänger. Mächtige Schnurrbärte tragen die Männer, nach Art des alten



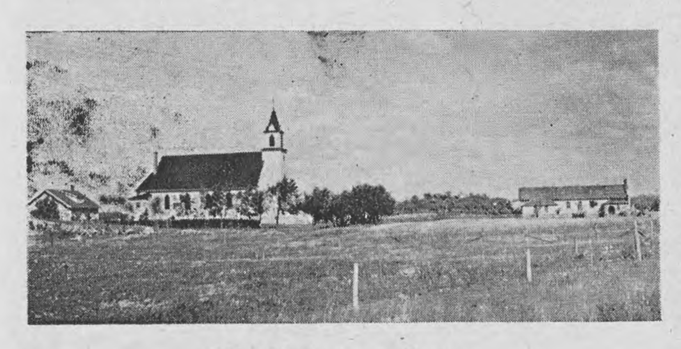
Pater A. Sylla O.M.J.

polnischen Adels und Bauern; in Kopftücher gehüllt sind die breitrokkigen Frauen. Sie alle kennen Maria von Czenstochau her, die liebe „Matka Boska Czenstochowska", die der reiche wie auch der ärmste aller Polen wenigstens einmal in seinem Leben besuchen möchte, und deren Bild fast in jeder polnischen Hütte hängt.

Der Polen Marienverehrung ist weit bekannt. In der Lauretanischen Litanei grüßt jeder Pole die heilige Jungfrau am Ende noch laut und innig: „Du Königin der Krone Polens, bitte für uns!". Vor Jahrhunderten hat Polen sein Land und seine Krone der Gottesmutter geweiht und sie zur ewigen Königin des polnischen Landes gemacht. Jeder Pole fühlt sich seit jener Zeit als ganz persönlicher Untertane der Himmelskönigin.

Neben den Polen kommen am 14. August auch Ukrainer, Irländer, Franzosen und Deutsche nach Rama. Alle sind sie der Polen von Rama hochwillkommene Gäste. Dort, vor dem Bilde der reinsten Jungfrau, gibt es ja keine Nationalunterschiede. Dort ist nur die Liebe zu Gott und zu Maria maßgebend, und in dieser Liebe sind sich alle Ramaer Wallfahrer einig.

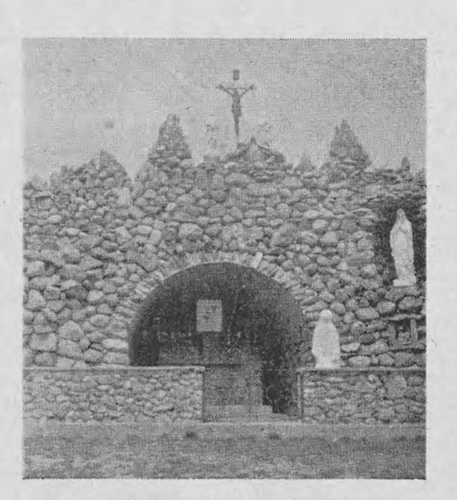
Am 14. August, nachmittags, beginnen die Pilger zu Rama sofort mit dem Beichten. Beim Anbruch der Nacht erstrahlt die Grotte plötzlich in voller Beleuchtung, und alles sammelt sich vor der Muttergottesfigur. Dann beginnen die Polen in ihrer eigenen Sprache die uralten Psalmen der Vesperandacht zu singen. Dieser Andacht folgt eine heilige Stunde, die in polnischer und in englischer Sprache abgehalten wird. Mittelpunkt dieser heiligen Stunde ist Unsere Liebe Frau von Lourdes.



Die Kirche von Rama.



Grotte zu Rama.



Altar in der Grotte von Rama.

Am 15. August ist dann der große Wallfahrtstag. Früh am Morgen schon beginnen neue Wallfahrtsprozessionen anzukommen. Beichten, heilige Messen, feierliches Hochamt, Prozession mit dem Allerheiligsten und Segensandacht füllen den Tag, während die Polen, weh und sehnsuchtsvoll, immer wieder das schöne Marienlied „Serdeczno Matko" (Herzliebe Mutter) zu ihr hinaufsingen.

Duck Lake

Anfangs Juli beginnt es unter den Indianern und Halbblutindianern, die in einem Umkreis von ungefähr 200 Meilen um Prince Albert, Sask., herumleben, unruhig zu werden. Sie beginnen, Zelt, Kochgeschirr, Weib und Kinder auf die Wagen zu laden, spannen ihre Pferde ein, und fahren in tagelanger Reise und gemächlicher Ruhe einer kleinen Mission zu, die südlich von Prince Albert, im hohen Walde der Ortschaft Duck Lake, Sask., liegt. Es ist das die St. Laurentiusmission mit ihrem großen Wallfahrtsort Unserer Lieben Frau von Lourdes, geleitet von den Oblatenpatres.

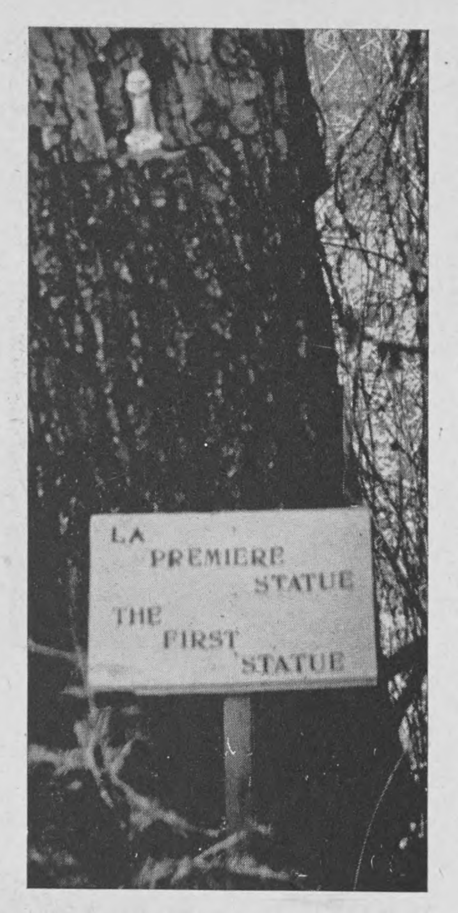
In Duck Lake haben wir den ältesten Marienwallfahrtsort Saskatchewans vor uns, erbaut von den Oblatenmissionaren und ihren weißen und roten Freunden zu einer Zeit, da jene Gegend noch so ziemlich Heidenland war.

Alte Bildern von wilden Kämpfen zwischen Weißen und Indianern, von Revolutionen, Trappern, bärtigen Missionaren und federgeschmückten Häuptlingen, von Zelten, Blockhäusern und Blockkapellen, ziehen jedem durch den Sinn, der Duck Lake und seine Geschichte kennt.

Im Jahre 1870 kam der erste katholische Priester, ein Oblatenmissionar, nach St. Laurentius. Der heiligmäßige Oblatenbischof Grandin hatte ihn geschickt.

Im Jahre 1879 wirkte Pater Fourmond als Missionar in St. Laurentius. Diesem Pater sandten seine Oberen einen Oblatenlainbruder als Hilfe zu. Bruder Jean Pierre Marie Piquet war sein Name. Er stammte aus Frankreich, aus einer Ortschaft, die ungefähr 20 Meilen von Lourdes entfernt lag. Die hl. Bernadette, der die hl. Gottesmutter in Lourdes erschien, kannte Bruder Jean Pierre persönlich. Sie war nur ein paar Jahre jünger als er.

Als Bruder Jean Pierre nach seiner Ankunft in St. Laurentius sich zum ersten Male in seiner neuen Heimat umschaute, blieb er ganz verdutzt vor der kleinen Quelle der Mission stehen. Dann schaute er auf: Vor ihm standen hohe Bäume, einen



Die erste Gottesmutterfigur.
(im Baum)

Felsenabhang sah er, Wässerchen, die aus frohen Quellen sprangen und lustig durchs Gras schlängelten, er sah den Süd-Saskatchewanfluß, dessen Rauschen an den Grave-Fluß erinnerte, und er erstaunte. Alles war wie in Lourdes, wie in seiner Heimat, über der Mariä Segen liegt.

Bruder Jean Pierre eilte ins Haus zurück und berichtete seinem neuen Vorgesetzten, dem Pater Fourmond, was er entdeckt. Er hatte auch sofort Pläne für einen Grottebau bereit.

Vorläufig wurde jedoch nichts daraus. Pater Fourmond ging aber nach jedem Abendessen mit Bruder Jean Pierre an jenen „Lourdes-Ort" des Wilden Westens, um zu Maria zu beten.

Ein Jahr später wurde Bruder Jean Pierre versetzt. Pater Fourmond aber fuhr fort, seine tägliche kleine Wallfahrt zur Lourdesecke zu machen. 1881 ließ er eine kleine Nische in einen der starken Bäume hineinschnitzen, die die Missionsquelle umstanden. In diese Nische stellte er ein Bildlein der Gottesmutter von Lourdes.

1882 kehrte Bruder Jean Pierre wieder nach St. Laurentius zurück. Er kam als kranker Mann, man überhaufte ihn deswegen nicht mit Arbeiten. Bruder Jean Pierre arbeitete aber doch. Seine Grottenidee stak trotzig in seinem Kopfe. Er begann eifrig Bäume zu fällen, den Boden seines erwünschten Wallfahrtsortes auszuebnen, er gab dem der kleinen Missionsquelle entspringenden Wasser eine andere Laufrichtung, und schleppte Felssteine herbei, aus denen er das Heiligtum bauen wollte.

Während dieser Arbeit kam sein Provinzialoberer nach St. Laurentius zum jährlichen Visitationsbesuch. Bruder Jean Pierre wurde herbeigerufen und bekam zu hören, daß der Provinzialobere keine Lourdes-Grotte in St. Laurentius zu haben wünsche.

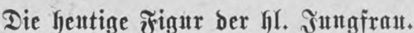
Der arme Bruder Jean Pierre weinte.

Kurz darauf hörte er jedoch, daß die Frau des ehemaligen Ministers der Legislatur Manitoba, Charles Nolin, dahinsieche, und daß Herr Nolin, ein tiefgläubiger Katholik, sich aus Frankreich Lourdeswasser kommen gelassen hatte. Bruder Pierre drängte, nicht mit dem Lourdeswasser allein zufrieden zu bleiben. Er schlug eine Novene zur Gottesmutter vor und daß Versprechen, falls Heilung eintreffen sollte, eine Gottesmutterstatue für St. Laurentius zu stiften.

Am Ende der Novene war Frau Nolin gesund. Sie starb im Jahre 1927 im Alter von 79 Jahren.

Pater Fourmond wurde aufmerksam. Er hatte seine tägliche Gänge zum Muttergottesbild nie aufgegeben. Als er nun sah, wie eifrig der dankbare Herr Nolin sich um eine Muttergottesstatue für St. Laurentius bemühte, wie Weiße und Indianer, die von der Heilung gehört, herkamen, wie sogar noch mehr sol-





Die heutige Figur der hl. Jungfrau.

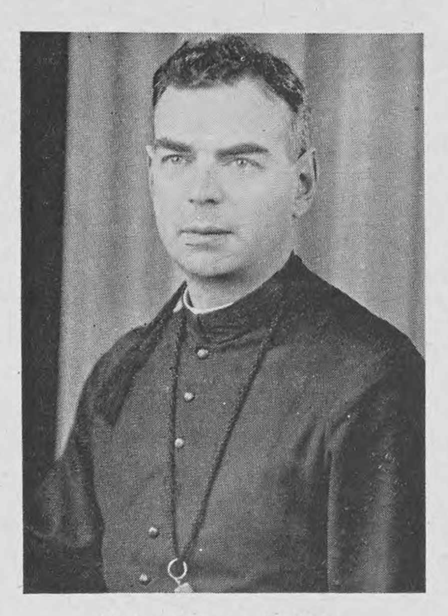


Die Grottenhalle zu St. Laurentius.

cher Wunder in St. Laurentius geschahen, begann er regelmäßige Prozessionen zur Muttergottes von St. Laurentius zu organisieren. Zum regelmäßigen Wallfahrtsort der nächsten Nachbarn wurde St. Laurentius im Jahre 1893. Im Jahre 1905 sprachen zwei deutsche Patres von St. Laurentius. Es waren das der verstorbene Pater Krist O.M.J. und sein damaligen Oberer, Pater Forner O. M.J. Beide wohnten damals in Fisch Creek, in der Nähe Prince Alberts, wo sie neben Polen und Ukrainern auch Halbblutindianer betreuten. Sie entchlossen sich, ihre Pfarrkinder zur großen Wallfahrt nach St. Laurentius zu organisieren.

Das Jahr 1905 sah wohl den ersten wirklich großen Wallfahrtstag in St. Laurentius. Heute ist die Zahl der Wallfahrer ins zehnfache gestiegen. Kommt man an so einem Wallfahrtstage nach St. Laurentius, dann fallen zu allererst die vielen, im Freien stehenden Beichtstühle auf. Jeder trägt eine große Karte, auf der all die Sprachen verzeichnet sind, die der Beichtvater spricht. Unweit des Mittelpunktes des Wallfahrtsortes stehen die Zelte der Indianerlager, die nach Stämmen eingeteilt sind. Am Wallfahrtstage selbst singen alle Pilger ein gemeinsames Wallfahrtslied. Sie singen abwechselnd, jede Nation und jeder Indianerstamm in seiner eigenen Sprache. Nur das angeschlossene „Ave Maria" wird von all den Tausenden gemeinsam gesungen.

Die Chroniken Duck Lakes schreiben von mehreren begläubigten Wundern, die unter Weißen und unter den Indianern sich an diesem wahren Gnadenort ereignet haben.



Pater Latour O.M.J.
Duck Lake, Sask.

Heute noch sieht man den alten Baum, in den Pater Fourmond das Marienbild stellen ließ. Bruder Jean Pierre ist schon lange tot, sein Andenken lebt aber besonders unter den Indianern immer noch.

Das Grottenbild von St. Laurentius steht nicht im Freien. Ein schützendes Dach, unter dem auch Altar und Bänke für Wallfahrer sich befinden, schützt das Heiligtum. Möge auch Maria schützen.

Unsere Liebe Frau vom Berge Carmel.

Carmel.

Der schönste Wallfahrtsort Saskatchewans ist ohne Zweifel der Carmelberg in Carmel, Sask., in der von Abt Ordinarius Severin Gertken O.S.B. gleiteten St. Peterskolonie des Humboldtdistriktes.

Das Wort „Carmel" (Blumengarten) wird im Alten Testament der Bibel erwähnt. Carmel ist eine Berg- und Hügelkette Palestinas, an dessen Westwand, in einer der dortigen vielen Höhlen, der Prophet Elias gelebt hat. (Bibel, 3. Kön., 18,20,42) Viele der ersten Christen folgten diesem Beipiel des heiligen Propheten Elias und zogen sich ins Carmelgebirge zum Einsiedlerleben zurück. So entstand nach und nach der Carmeliterorden, der um 1180 in der Nähe der Eliashöle das berühmte Eliaskloster gründete.

Die Verehrung der Gottesmutter war immer schon eine der Hauptaufgaben der Karmelitermönche gewesen. Vom ersten Generaloberen des Ordens, Pater Simon Stock, (um die Mitte des 13. Jahrhunderts) wird erzählt, daß sich ihm die Gottesmutter gezeigt, mit einem Skapulier in der Hand. Ihre Worte waren: „Nimm hin das Skapulier deines Ordens als ein Zeichen meiner Bruderschaft."

Seit jenen Tagen haben wir das Skapulierfest und unsere Skapuliermedaillen.

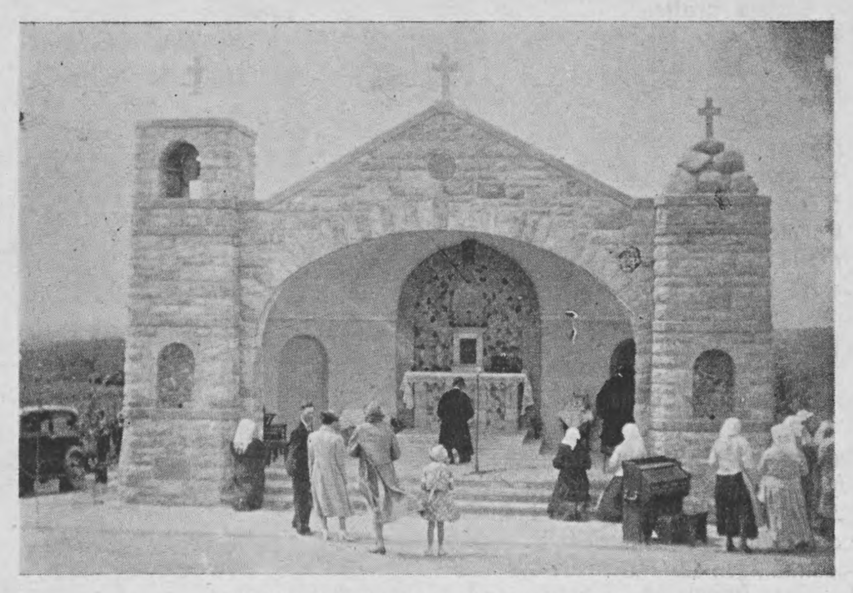
Der Gottesmutter vom Berge Carmel, wie die Karmelitermönche sie verehren und deren Schutzskapulier so viel Segen auf Erden gebracht, haben die hochw. Benediktinerpatres von Münster, Sask. ihren Gnadenort geweiht. Bereits im Jahre 1918 erwählte Abt Ordinarius Bruno O. S.B. den wundersam gelegenen Ort, an dem die Mutter Gottes von Carmel heute verehrt wird. In der grü-

nen, hügeligen Landschaft der Station Carmel, Sask., auf der höchsten (ungefähr 2000 Fuß über dem Meeresspiegel stehenden) Anhöhe sollte die Muttergottesstatue stehen. Am 10. September 1922 weihte Abt Ordinarius Michael Ott O.S.B. den neuen Gnadenort ein. Sechs Jahre später — im Juli 1928, gerade als die St. Peterskolonie der Benediktinerpatres ihr silbernes Jubiläum feierte — war auch die neue Statue da, die von einem italienischen Bildhauer aus Carraro armor (Dauermarmor) hergestellt wurde. Die acht Fuß hohe Marienfigur wurde auf die Spitze des Hügels Carmel, auf ein aus Felsstein gemauertes Steinpodium gestellt. Das Steinpodium selbst hat vier große Nischen, in denen während der Wallfahrtsprozession das Allerheiligste ausgestellt wird.

Die geschmackvolle und anziehend aufgestellte Muttergottesstatue fand bei den Katholiken des weitesten Umkreises großen Anklang. Im Jahre 1934 zählte man 960 Autos und Gespanne, mit denen die Pilger am 16. Juli zum Berge Karmel kamen. Die Fußgänger sind selbstverständlich nicht mit einberechnet. Jährlich kommen jedoch fünf bis siebentausend Pilger am 16. Juli nach Carmel, um der reinsten Jungfrau zu lobsingen.



Die hl. Jungfrau von Carmel, Sask.



Die Gnadenkapelle zu Carmel, Sask.

Inzwischen suchten die hochw. Benediktinerpatres unter Leitung Seiner Gnaden, des Abtes Ordinarius Severin Gertken O.S.B., den Gnadenort immer weiter zu verschönern. Kapelle und Kreuzwegsstationen sollten noch hinzukommen.

Die neue, wunderschöne Kapelle, gebaut in dreizentrischem Bogen, wurde im Juli 1938 geweiht. Sie ist der Gnadenfigur der Gottesmutter so entgegengestellt, daß die heilige Jungfrau hinabschaut zu ihr, die Blicke auf das Allerheiligste gerichtet. Das eine der Seitentürmlein der Kapelle ist gebrochen. An Stelle des Abschlusses sehen wir dort zwölf Felssteine, auf denen das Kreuz steht. Die zwölf Felssteine versinnbildlichen die zwölf Apostel, auf denen die Lehre Christi ruht.

Am Karmelsonntag 1939 wurden die neuen Kreuzwegsstationen eingeweiht. Vierzehn schwere Felsstein Stationen sind es, die des Herrn Jesu Leiden und Sterben, in Bronzebildern, den Pilgern ernst vor Augen führen. Durch das Wäldchen führen sie den Wallfahrer in sanfter Steigung den Carmelhügel hinauf, wo sie dann dem Herrn im Tabernakel und der reinen Jungfrau huldigen.

Die ganze Anlage des Carmelberges in der St. Peterskolonie zeugt von Benediktinersinn und Benediktinertradition. Jeder Benediktinerabtei ist die heilige Gottesmutter Hausherrin. Nach uralter Tradition steht in jedem Benediktinerkloster in der Mitte des Höfleins, um das der Kreuzgang sich windet, das Kreuz des Herrn. Im Klostergang selbst jedoch, gleich gegenüber der Klosterpforte, grüßt eine Muttergottesstatue. Stadt Gottes nennen die Benediktiner ihre Abteien. Christus ist dort Hausherr, Maria die Hausherrin.



Eine der wunderschöne Kreuzwegstationen zu Carmel, Sask.

Diesem uralten Marienkult ihres Ordens gaben die Benediktinerpatres zu Münster, Sask., in ihrem Carmelberg allerschönsten Ausdruck. Ihrer Tradition gemäß, mit denen sie seit Anfang ihres Bestehens schon jedes ihrer Werke mit höchster Gotteskultur umgeben, legten sie auch in Carmel das Allerbeste und Allersinnigste in die Pläne ihres Wallfahrtsortes hinein. Schlicht, aber vornehm, anziehend, und doch still wirken Gottesmutterfigur, Kapelle und Kreuzwegstationen. Wie das Tagesleben der Benediktinermönche, so ist auch dort alles weise und maßvoll bemessen. Keinen Stein gibt es da, der zu viel wäre, und keiner, der fehlte. über allem scheint es leise zu klingen: „Benedicite" — Lobpreiset!



Pilger in Reward, Sask.

Die Rosenkranzkönigin

Der katholische Farmer der St. Josephskolonie — Tramping Lake und Macklindistrikt — zieht alle Jahre, ebenfalls am 16. Juli, nach Reward, Sask., zur Rosenkranzkirche. Wie das Gotteshaus von Blumenfeld, steht auch die Rosenkranzkirche in stiller Einsamkeit auf einer sanften Anhöhe. Pfarrer der Rosenkranzgemeinde ist der hochw. Pater K. Groetschel O.M.J., der ältestte Pater der Oblaten der St. Marienprovinz. Pater Groetschel ist Schlesier wie Pater Sylla, darum auch genau so tiefgehend in seiner Marienliebe wie jeder anderer, der aus Schlesien stammt. Auf seine Veranlassung hin wurde die Rosenkranzkirche zu Reward zum Mittelpunkt der öffentlichen Marienverehrung in der St. Josephskolonie erwählt.



Priester führen die Prozession.
(Reward, Sask.)

Eine Grotte hat Reward nicht. Dafür hängt über dem Hochaltar des Gotteshauses selbst ein großes Marienbild, zu dem die Pilger jeden Juli in großen Mengen kommen. Es gibt da immer noch einige, die ihre Wallfahrt, zwölf bis vierzehn Meilen weit, zu Fuß machen. Die meisten kommen jedoch früh des morgens in ihren Kraftwagen an. Eine halbe Meile vor der Kirche steigen sie aus, um in Prozessionsordnung zur Kirche hinaufzusteigen. Dort wird jede Gemeinde vom hochw. Pater Groetschel O.M.J. persönlich begrüßt und in die Kirche geleitet. Jede Gemeinde, die da kommt ,hat ihren eigenen Empfang und ihre eigene heilige Messe. Zum feierlichen Hochamt versammelt sich alles vor der kleinen Wallfahrtskapelle, die unweit der Kirche steht. Dort wird das hochheilige Meßamt dargebracht, von dort aus zieht auch die große Prozession den weiten Kirchplatz entlang der Kirche zu.

Gerne lauscht man den lieben Worten, die der hochw. Pater Groetschel für alle Pilger zur Begrüßung, und nachmittags zum Abschied hat. Einfach sind sie, darum bleibt ihre Frömmigkeit auch immer so unverhüllt. Pater Groetschel kennt Maria, und er kennt sein Volk. Fast jeden einzelnen kennt er persönlich, der da

am 16. Juli zur Rosenkranzkönigin kommt. Darum weiß er sehr wohl, was zu sagen ist.

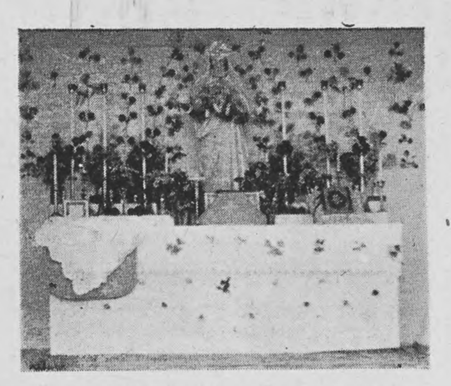
Den Pilgern selbst aber, die meistens Rußlanddeutsche sind, ist das Wort des „Paters" heilig. Sie sind alle fromm. Zwischen Frömmigkeit und Heiligkeit liegt aber manch harter, eigensüchtiger Stein, über den hinwegzuhelfen des „Paters" Arbeit ist. Und das ist nicht immer leicht. Am Wallfahrtstag der Rosenkranzkirche scheinen jedoch viele Steine weich zu werden. Da lauscht man willig, was der „Pater" über dieses und jenes sagt, und man merkt es sich.

Sehr viel Sorgfalt legt Pater Groetschel jedes Jahr auf die Vorbereitung des Wallfahrtstages. Jede Gemeinde hat ihren genauen Zeitpunkt, an dem sie, in Prozession, vor der Kirche zu erscheinen gewünscht wird. Wenig unnützes Gedränge gibt es deshalb, und alles verläuft in schönster Ordnung. Sehr eindrucksvoll sind jedesmal die vom Chor der Rosenkranzgemeinde vorgetragenen Gesänge. Pater Groetschel ist ein feiner Musikkenner. Man möchte fast meinen, ein Chor, aus Bauern bestehend, sollte sich garnicht an jene Messen wagen, die in Reward gesungen werden. Und doch beweist jede Wallfahrtsfeier zu Reward, daß auch unser Farmer sein Singen kennt und liebt, wenn er seinen rechten Lehrer hat.

Die eigene Charakteristik der Wallfahrtsfeiern zu Reward ist: Einfachheit, erfüllt von tiefer, ungekünzelter Frömmigkeit. Die Leute lieben diesen heiligen Ort in der weiten Prärie, der seinen Zweck so voll und ganz erfüllt: Nämlich die Verbreitung, die Vertiefung und die Neuerweckung der Marienverehrung in den Herzen aller jener, die da zur „Immerwährenden Hilfe" beten.

Maria.

Kurz haben wir die sieben Wallfahrtsorte unserer Provinz Saskatchewan durchwandert. Wir haben bei weitem nicht alles sagen können, was wir so gerne noch erzählt hätten. Jeder dieser Marienorte hat ja doch seine eigene Geschichte, die reich ist an Sorgen, an Freuden, an Mariensegen und hier und da auch an wunderlichen Begebenheiten. Schön und lieb ist jeder dieser Wallfahrtsorte,



Der Marienaltar im Freien.
(Reward, Sask.)



Eingang zur Rosenkranzkirche,
(Reward, Sask.)

und groß ist die Liebe, die der heiligen Gottesmutter überall dort entgegengebracht wird.

Im Jahre 1917 kam die liebe Gottesmutter in Fatima zu uns auf Erden. Sie forderte uns zu noch viel größerem Eifer auf, ihr, und durch sie dem Heiland, zu dienen. Fatima ist heute wohl der am meisten besuchteste Wallfahrtsort der Welt.

Wenn wir dieses Jahr Wallfahren gehen, dieses Jahr und jeden kommenden Wallfahrtstag, dann wollen wir es in der Meinung der großen Marienbotschaft von Fatima tun. Ein Opfer für die Sünden der Welt soll uns jedes Wallfahren werden und jeder von uns sollte versprechen, das Rosenkranzgebet, wie die hl. Jungfrau von Fatima es uns gesagt, mit Andacht täglich zu pflegen.

Schön wäre es, wenn auch wir hier in Saskatchewan einmal einen Wallfahrtsort, der hl. Jungfrau von Fatima geweiht, haben würden.

MEIN KIND

Hab' deine Eltern lieb, mein Kind,
o halte sie stets hoch,
Wer weiss wie lange, lange noch
sie so dein eigen sind.

Wer weiss, ob nicht in nächster Zeit
sie dir entreisst der Tod,
Und plötzlich nahet dir die Not
und bittres Herzeleid.

Und ob dein Sinn den schweren Schlag
auch vollends nicht erfasst,
Was Teures du verloren hast
zeigt dir der nächste Tag.

Da küsst dich dann kein Mütterlein,
kein Vater schützt dich mehr,
Die Bäume stehen öd und leer,
du bist allein, allein.

Und lange Reue füllt dein Herz
wenn es der Stunde denkt,
Da du die Eltern oft gekränkt
und sie erfüllt mit Schmerz.

Drum habe deine Eltern lieb, mein Kind,
und halte sie stets hoch.
Wer weiss, wie lange, lange noch
sie so dein eigen sind.

Deutschland und Frankreich

Von Helene Haluschka

Unser Pfarrer hatte sich, wie alle unsere Landleute, den Krieg sehr zu Herzen genommen und hielt es für seine persönliche Pflicht, zur Heilung der Wunden, die er geschlagen hatte, das Seinige beizutragen.

Seit Kriegsende beherbergte Lamotte jeden Sommer eine Schar ausgehungerter Kriegerkinder, deren Pflegeeltern es für ihre Aufgabe hielten, sie nach zwei Monaten rotbackig und nudeldick nach Hause zu schicken. Zwischen den Familien entstand förmlich Eifersucht, wenn ein Pflegekind nicht so gedeihen wollte wie das des Nachbarn; man kontrollierte ängstlich jedes Viertelpfund Fett, das angesetzt wurde und manche Pflegemutter scheute nicht die Mühe, nachts aufzustehen und dem Kinderschlaf noch einen halben Liter Milch zur Verdauung anzuvertrauen.

Dieses nächtliche Schoppen war auch der Stolz von „La Pepie," deren Pfleglinge immer nach sechs Wochen als Blasengel zwischen den Rosen des Pfarrgartens herumwandelten.

Bis zu jenem Tage, an dem die Österreicherin auf der Bildfläche erschien, hatte sich die franzosenfreundliche Schweizer Gemeinde zu Frankreichs Elend allein bekannt und ihre Mastküken nur aus Paris oder Lille geholt. Damals aber, als die Österreicherin ihre Geschichte erzählte und die feindliche Stimmung sich in scheue Sehnsucht verwandelte, entschloß sich unser guter Pfarrer, auch Wien und Berlin seiner Gemeinde anzuempfelen. Damit Paris nicht zu kurz kam, sollten die Bauern jenseits der Brükke gleiche Wohltätigkeit an ihren eigenen Landeskindern üben. Der Pfarrer hatte etwas im Schilde, was er niemandem, außer der Regentin anvertraute. Die Gemeinden hatten zu seinem Vorschlag ja gesagt und der Bürgermeister von Bremoncourt setzte seinen Stolz darein, wenigstens einen Franzosen mehr zu haben als Lamotte Deutsche.

Ein edler Wettstreit entstand zwischen beiden Dörfern; jedes wollte die Palme der Hochherzigkeit für sich beanspruchen.

Was trieben sie nur, um den Empfang der Kinder würdig zu gestalten! Frankreich flaggte den Balkon der Schule, die Mansarde des neuen Postamtes und die französische Seite der Brücke. Die Schweiz hinwiederum ließ sich von der Österreicherin einen deutschen Willkommengruß aufsetzen, diesen von Sälbi auf einer Art Triumpfbogen anbringen und schmückte den überdies mit kleinen Fahnen in deutschen und österreichischen Farben, natürlich auf der Schweizer Seite der Brücke.

Im Juli rückten die französischen Küklein an. Lauter Vorstadtpariser zwischen zehn und vierzehn Jahren, mager, blaß, mit unheimlich aufgeweckten Augen und noch unheimlicherer Redegewandtheit. Im Nu hatten sie das Dorf unter ihre Herrschaft genommen. Vor der Fahne, die von der Schule wehte, machten sie spontan

Gebet des Hungernden

Herr, selbst das tägliche Brot,
Um das Du zu bitten gelehrt,
Ist mir genommen.
All meine Not wird stündlich vermehrt,
Gott, ich will nicht verkommen.

Herr, Du gibst den Blumen und Tieren
Speise und Trank. Ich muss erfrieren,
In der Kälte der Welt. Lasse Dich rühren ...

Herr, Du gabst uns Menschen die Arbeit
Als Strafe und uralten Fluch
Für all unsre Sünden.
Du nahmst mir die Busse, lass es genug sein,
Lasse mich Arbeit finden.

Herr, der Mitmensch ist hart und ohne Erbarmen.
Segne die Erde mit Deinem warmen
Atem. Umfasse uns mit mächtigen Armen.

Herr, die lang anhaltende Hoffnung,
Die Du als Tugend empfahlst,
Will sich in Wut verwandeln ...
Du, der Du die Welt mit Deinem Blute bezahlst,
Lass mich besonnen handeln.

Herr, manchmal will mein Herz erstarren
Und ich muss die bösen Gedanken einscharren.
Hilf mir, auf Deine Antwort zu harren.

Front und riefen begeistert: „vive la France, vive Bremoncourt" und machten damit kolossalen Eindruck auf ihre Pflegeeltern, die vor Stolz schier platzten.

Dann bekam jeder sein Kücklein, das er aus alter Gewohnheit kopfschüttelnd abtastete. Die Armut sah man den Knaben an der Kleidung nicht an, dafür hatten die französischen Mamas schon gesorgt. Aber wie sah es bei näherer Untersuchung aus! Die Mehrzahl trugen Frauenhemden, wohl das letzte Opfer der armen Mutter. Die Socken hatten Stopfbeulen, die Hosenträger bestanden bei den meisten aus einem patentfähigen Schnürlsystem, in dem sich nur der Besitzer fand; Trumpf aber war eine Unterhose, die einzige, die aber nur aus einem einzigen Bein bestand. Das andere war wahrscheinlich in einer Schlacht verloren gegangen. — Es muß noch erwähnt werden, daß dafür aber alle diese Kinder gute Taschentücher, gute Schuhe und gute Kopfbedeckungen hatten.

Anders sah es bei den „Berliner Jungen" und den „Wiener Strizzis" aus, die zwei Tage später ankamen. An schlechtem Aussehen gaben sie den Französischen nichts nach, aber die Kleidung — großer Gott! Kopfbedeckung Null, Fußbekleidung erschreckend, viele hatten ärarische Stiefel als Geschenk der Heimat vor der Abfahrt. Röcke aus Papierstoff, Blusen aus Sackleinen; die Hosen ein Mosaik aus bunten Flickflecken. Dageggen hatten sie alle grobe aber saubere Wäsche und gute Hosenträger. Viele Wiener trugen sogar zur Lederhose grüne Hosenträger, die auf dem Querband in weißer Stickerei den Spruch trugen: „Grüß Gott!"

Die Regentin, die auch beim Empfang der deutschen Kinder Samariendienste leistete, hätte fast über den Einfall gelacht, die Hosenträger mit Grüßen an den lieben Gott zu verbinden. Unser Pfarrer dagegen hob einen solchen kleinen Kerl, er war bloßfüßig, auf seine Arme und küßte ihn herzlich.

„Bubi, es ist schön von dir, Gottes Grüße auf deinem Herzen zu tragen; du sollst es gut bei uns haben."

Von dem eigentlichen feierlichen Empfang nahmen die fremden Kinder keine Notiz; sie waren alle zu sehr verschüchtert, sie trugen in der Seele die inner Zerrüttung ihres zertretenen Landes. Gleichgültig sahen sie zu dem Triumphbogen hinauf; nur der Wiener fragte höflich, ob dies die Schweizer Farben seien. Sonst hatten sie alle nur einen Wunsch: „sich endlich satt zu essen."

Sie fielen über Lamotte her wie ein Heuschreckenschwarm auf eine Oase und führten alles Beißbare zum Mund, selbst Senfgläser mußten daran glauben. Nach drei Tagen hatten sie sich so weit den Magen verdorben, daß sie begeistert nach Hause schreiben konnten: „Uns geht es herrlich, wir haben uns schon den Magen verrenkt."

Der Wiener beklagte sich nur, daß es ihm unmöglich war, mehr als sechs Butterbrote zum Frühstück zu essen, weil die Hose zu knapp war; in der ersten Nacht konnten sie vor lauter Verdauen nicht schlafen.

In den beiden Lagern der Wohltätigkeit herrschte Eifersucht. Im französischen hieß es: „Die Boches haben schon alle ein Kilogramm zugenommen. Wenn Ihr nicht das gleiche tut, werdet im nächsten Krieg ihr die Prügel kriegen."

In der Schweiz hieß es wieder: „Bübli, aufgepaßt, wir dürfen vor den Franzosen nicht als Krüppelgestell aufmarschieren."

Beide Truppen brannten darauf, sich kennen zu lernen, doch ließ man sie vorsichtshalber die ersten Tagen nicht zueinander kommen.

Wie gesagt, unser Pfarrer hatte etwas im Schilde, man merkte es an seiner Predigt. Was wollte der gute Mann? Nichts weniger als: Deutschland und Frankreich über die kleine Brücke zu einander führen und in seinen Kindern versöhnen.

Die Österreicherin war für diesen Gedanken Feuer und Flamme. Sie lief von einem Dorf zum andern, machte Stimmung, erzählte dort was Gutes, hier was Schönes, es war wirklich unheimlich, wie viel Tugenden außer den christlich beglaubigten diese Frau den Ferienkolonien entdecken konnte. Alle diese Kinder waren süße, reine Engel.

Der große Tag der ersten Begegnung kam. Unser Pfarrer hatte alle Mastküken, ob Pariser, Wiener oder

---

Wer das Gesetz beachtet, beherrscht auch seine Meinung. Denn die Weisheit ist der Gottesfurcht Vollendung.

—Bibel.

Ein Arbeiter, dem Trunk gegeben, kommt nicht weit. Und wer das Kleine nicht beachtet, der kommt bald herunter.

—Bibel.

Hat einer Glueck, dann ist der Feind selbst Freund.
Doch hat er Unglueck, dann weicht sogar der Freund.

—Bibel.

Besser ist wer schafft und alles reichlich hat, als wer umherlaeuft und sich ruehmt, und doch kein Brot hat.

—Bibel.

In Stunden der Stille ist Frommsinn nicht schwer,
Doch brausen die Stuerme dahin und daher,
Und baeumt sich der Wille ge'n Rechttun and Pflicht,
Dann, Vater im Himmel, verlass Du mich nicht! —
Dann, Vater im Himmel, verlasse mich nicht!

Wer das Land bebaut, haeuft seine Garben. Und wer beliebt ist bei den Grossen, kann Unrecht suehnen.

—Bibel.

Berliner Zucht, feierlich zu einer Jause in den Pfarrgarten geladen. An der Spitze Jung-Frankreichs marschierte die Regentin ins Schweizerische, während Jung-Österreich und Jung-Deutschland im Pfarrhof sich sammelten, flankiert vom Pfarrer und der Österreicherin, die nach Leibeskräften einen jeden Annäherungsversuch unterstützen wollten.

Die Franzosen waren enthusiasmiert, endlich einen Deutschen zu Gesicht zu bekommen; die anderen waren schon etwas blasiert. Zu viele Völker waren ihnen seit Kriegsende auf die Zehen getreten.

Als aber „der Erbfeind" in Sicht war, ging beiderseits ein Murmeln durch die ersten Reihen. Bei den Franzosen erhob sich plötzlich eine Lachsalve, die um so weniger enden wollte, je näher sie kamen. Sie hatten in der vordersten Reihe zwei Lederhosen entdeckt. Das war zu spassig. Der „Feind" stutzte und bekam rote Köpfe. Ein kleiner Pariser, Fifi mit Namen, zeigte mit dem Finger auf die komische Hose — die Hose, es sei ihr verziehen, präsentierte daraufhin ihre Kehrseite, worauf der beleidigte Pariser ihr „Boche" zurief.

„Schwein," erwiderte der Wiener.

Was „Boche," was „Schwein" bedeutet, wußte keiner; jeder aber vermutete eine Welt von Verachtung darunter.

„Boche, Boche, Boche," schrien einige Stimmen. „Ochs, Esel, Kamel, Dromedar, Krokodil," klang es hin und her und schon hatten sich alle beim Schlafitchen. Es gab einen herrlichen Kampf. Keiner hielt sich feige zurück; man sah, es war Tradition in den Kerlen. Fifi, der Held, hatte den größten deutschen Lackel angegriffen, kläffte um ihn herumm wie ein Pintscher um einen Bernhardiner, er sprang ihm zwischen die Füße, er kletterte an seinen Beinen hoch, er rutschte ihm flink zwischen den Fingern durch, so daß der Deutsche im besten Falle sich noch verteidigen konnte. Dafür hatte sich die Lederhose aus Wien siegreich gegen den Inhaber des Patentschnürhosenträgers behauptet, so daß Tintin bald in seiner einbeinigen Unterhose den Rückzug antreten mußte.

Der Kampf tobte weiter. Umsonst warf sich die Regentin todesverachtend zwischen die Helden, sie zog sich nur blaue Flecken zu. Man war entschlossen, für das Vaterland zu sterben. Der Pfarrer hatte aber eine gute Idee. Er zog seinen blauen Regenschirm aus dem Futeral und drosch damit, was er dreschen konnte, auf Freund und Feind, so wie unser Herrgott es auf Gerechte und Ungerechte regnen läßt. Das wirkte. Die Truppen mußten sich gemeinsam vor der blanken Waffe zurückziehen und verließen das mit bunten Trophäen übersäte Schlachtfeld.

So verlief des „Versöhnungsfest" eigentlich nicht ganz wunschgemäß.

Von da an war unser Pfarrer vorsichtiger; er ließ zuerst die Truppen sich an ihren gegenseitigen Anblick von weither gewöhnen. Beim Spiel kamen sie sich nicht mehr so nahe, aber immerhin nahe genug, um sich gegenseitig beobachten zu können. In beiden Lagern bestand der Ehrgeiz, sich dem Feinde in allen Dingen überlegen zu erweisen. Sie vermißten einander, wenn sie unbeobachtet spielen mußten.

Unzweifelhaft waren die Franzosen lebendiger, sprühender, schneller entschlossen, doch hatten die Deutschen wieder mehr Sportsgeist, mehr Disziplin, mehr gründliches Können. Die Franzosen waren intuitiv, die Deutschen reflektiv; den Parisern waren Sport und Turnen eigentlich fremd, doch waren sie geborene Akrobaten, die vor nichts zurückschreckten. Sie liebten die Gefahr über alles und spielten damit. Die Deutschen verloren nie das Ziel aus dem Auge; jede Bewegung war daraufhin berechnet, persönlichen Ehrgeiz wußten sie zu Gunsten des allgemeinen Erfolges zurückzustellen. Köstlich war es auch, den Unterschied im Benehmen der Kinder in den beiden Gemeinden zu beobachten. Spitzbuben waren sie alle. Aber was auch die Pariser anstellen mochten, es lief für sie glimpflich ab. Mit erstaunlicher Grazie zogen sie sich aus jeder kompromittierenden Situation. Ein Witz, ein Lachen, ein Schmeicheln, und alles war wieder gut. Wenn aber ein Berliner Junge dasselbe tat, dann blieb er jämmerlich in der Patsche sitzen. Wie immer er versuchte, sich zu entschuldigen, kam ein Skandal heraus. Meist versuchte er es gar nicht.

Die Franzosen verstanden sich auf die Behandlung der Menschen und man muß es ihnen lassen; sie waren auch hilfsbereit und zutraulich. Der Natur und den Tieren aber blieben sie fremd. Ganz anders die Deutschen. Sie machten sich nur scheu an andere Menschen heran, dafür waren sie eins mit Gottes schöner Natur und auch große Tierfreunde. Nie sah

Ungleiche Eheleute

Will er Sauer, so will ich Süß,
Will er Mehl, so will ich Grieß;
Schreit er Hu, so schrei ich Ha,
Ist er dort, so bin ich da.
Will er essen, so will ich fasten,
Will er gehn, so will ich rasten;
Will er recht, so will ich link,
Sagt er Spatz, so sag ich Fink.
Ißt er Suppen, so eß ich Brocken,
Will er Strümpf, so will ich Socken;
Sagt er ja, so sag ich nein,
Sauft er Bier, so trink ich Wein.
Will er dies, so will ich das,
Singt er den Alt, so sing ich den Baß;
Steht er auf, so sitz ich nieder,
Schlägt er mich, so kratz ich wieder.
Will er Hü, so will ich Hott —
Das ist ein Leben, erbarm es Gott!

P. Abraham a Sancta Clara



B—r—o—t—!—

Gebet den Hungrigen!

Folgende Gelder haben wir für Deutschlandshilfe eingenommen:

Juli Marienbote	$3,085.13
Ein Freund, Humboldt, Sask.	10.00
Valentin Kambeitz, Sedley, Sask.	10.00
Mich. Gartner, Primate, Sask.	15.00
Frau A. Leniczek, Neudorf, Sask.	5.00
	$3,125.13

man einen von ihnen ein Tiere quälen oder Blumen zerzupfen.

Selbstverständlich schwor die Regentin auf ihre Franzosen, und die Österreicherin auf die Deutschen. Der Pfarrer stand segnend und seufzend über beiden. Er vertraute aber nur mehr auf ein göttliches Wunder.

Merkwürdig sind die Wege des Herrn: das Wunder geschah.

Ehe ich die Sache erzähle, gestatten Sie mir, Ihnen den Ort der Handlung vorzustellen. Sie werden es kaum glauben: es ist die Jauchengrube der Mutter Nardin. Ein Beweis dafür, daß die edelsten Blumen auf dem Misthaufen gedeihen können, welche Tatsache übrigens die Botanik nie bestritten hat.

Eines Tages also lag besagte Grube offen, stinkend in ihrer abgrundtiefen Schwärze. Der Oberknecht hatte vergessen, nach dem Begießen des Gartens das schwere Eisengitter zu schließen. Hunderte von metallblauen Fliegen flogen summend um dieses freudige Ereignis herum und zogen die kleinen Franzosen unwiderstehlich an. Was ein Schmeißfliege interessiert, läßt einen richtigen Papier Gamin nie kalt. Sie sahen sich, am Rande kauernd, die schwarze Tiefe an, warfen Steine hinein und jubelten selig, wenn es so hoch aufspritzte, daß einer von ihnen erwischt wurde. Als dieses Spiel lange genug gedauert hatte, sprangen sie mit Anlauf über die Grube, von einem Rand zum andern. Auch dem Kleinsten gelang es . . . denn aus respektvoller Entfernung sahen ja die Deutschen zu. Die hatten so eine gefährliche Geschichte noch nie probiert. Durch Lachen, Späße, forderte man sie heraus. Die Deutschen schlenderten näher — die Franzosen entfernten sich, scheinbar gleichgültig. Die Deutschen sollten es nur versuchen, ob sie das könnten.

Justav, der Berliner Junge, ein baumlanger Kerl, forderte als erster das Schicksal heraus, ein verächtliches Lächeln auf den Lippen. Ohne den geringsten Anlauf sprang er mit beiden Füßen . . . in die Jauchengrube. Ein einziger entsetzter Aufschrei — seine Begleiter stoben hilferufend auseinander. Zu dieser Stunde war das ganze Dorf auf den Feldern zur Arbeit — hörte niemand die Rufe. Tintin, der Pariser mit dem Schnürlhosenträger, lief schnell herzu, warf sich am Rande der Grube nieder und streckte seine Arme hinunter. Der lange Justav machte in seiner dunklen Sauce verzweifelte Schwimmbewegungen, konnte aber die hilfreichen Hände nicht fassen — es fehlte ein halber Meter.

„Haltet mich an den Füßen," befahl jetzt der Pariser und ließ sich kopfüber hinabgleiten, indes seine Freunde ihn krampfhaft an den Beinen hielten. So erreichte er gerade noch Justavs Hände. Währenddessen hatte der kleine Fifi eine Leiter herangeschleppt. Die ließ man hinab und so wurden der lange Justav und sein Retter Tintin wieder ans Tageslicht befördert.

Justav kam als Neger herauf. Tintin war violett im Gesicht. Die Hände waren angelaufen, er konnte kaum mehr atmen, blutete aus der Nase und war sehr benommen. Es dauerte lange, bis er sich wieder erholte. Aber dann wurde er als Held gefeiert und der „Neger" Justav aus Berlin fiel ihm um den Hals.

„Camerade, Camerade," versicherte ihn Tintin und klopfte ihm gerührt auf die Schultern. Dann gingen sie gemeinsam unter die Pumpe und ließen sich nach gründlicher Säuberung von der Sonne trocken braten. Beide Lager versammelten sich um sie und hielten sich die Nase zu. Sie bekammen auch neue Namen. Der lange Justav hieß „Jauchenfatzke" und sein Retter „la Melasse."

Von dieser Stunde an wurden „Jauchenfatzke" und „la Melasse" unzertrennliche Freunde.

Denn an nichts hängt der Franzose mehr, als an einem Menschen, dem er ritterlich helfen durfte und der Deutsche kennt kein größeres Glück als die Treue.

Man hatte sich gefunden.

Der kleine Fifi hatte sich natürlich an den größten Wiener angebiedert, ließ sich von ihm auf den Schultern tragen und schenkte ihm dafür eine schöne Glaskugel. Bald erhob sich ein allgemeiner Tauschhandel. Was man auch nur in den durchlöcherten Ta-

schen fand, Karten, Marken, Spagat, Knöpfe, Geld und Messer, wechselte den Besitzer.

Bald tauschte man mimisch die ersten Gedanken.

Die Lederhose . . . der gestickte Hosenträger . . . „Qu'est ce que c'est? Qu'est ce que c'est?" Der Wiener legte seine Hand mit militärischem Gruß an die Mütze und zeigte dann zum Himmel empor: „Grüß Gott!"

„Er meint," dozierte Tintin, „es ist wahrscheinlich eine Erinnerung an seinen Vater, der als Soldat gefallen ist."

„Pauvre, pauvre." Man klopft ihm auf die Schulter. Er lachte gutmütig.

„Was ist das?"

Gustav zeigte auf die Photographie, die Tintin aus seiner Hosentasche gezogen hatte.

„Maman."

Dieses Wort verstanden sie alle. Es war gemeinsames Gut, das herzlichste von allen.

„Voila mon Papa, voila ma soeur," so ging es dann hin und her.

Der kleine Fifi zeigte das Bild einer schönen Frau in prächtigen Kleidern. „Was ist das?" „Qu'est ce que c'est "

„Ma bonne amie," log der Kleine. „Was ist das?"

Fifi spitzte den Mund, und verdrehte die Augen, trippelte hüftenwiegend hin und her und warf Kußhände.

„Sein Pupperl," meinte jetzt halbentsetzt, halb bewundernd der Wiener.

„Bonne amie, poupee oui, oui."

Fifi stieg in den Augen der Deutschen ins Kolossale.

Nach acht Tagen solcher gegenseitigen Seelenforschung verstanden sich die beiden Lager schon ganz gut. Auch hatten sie bald einen gemeinsamen Sprachschatz, der beiderseits beherrscht wurde. Wurde einem etwas lästig, so sagte der Franzose etwa: „Zut," oder „fous moi la paix," oder noch ein kräftigeres, sehr überzeugendes Wort, das ich nicht wiederholen will, der Deutsche: „rutsch' mir den Buckel runter," oder „hält's Maul" usw. — War man dagegen zufrieden, so hieß es „Ca y est" oder „Knorke" oder „Dufte."

Sehr gebräuchliche Redensarten waren auch: „Ferme ta gueule," „halt die Pappen," „oh lala," „so, so," „comme ca, tiens," „los," „feste druff," „ziag a." Rechnet man dazu noch einiges „Schwyzer Dütsch," so kommt man zu einer Sprachenmischung, die an Deutlichkeit und Energie alle Sprachen der Welt übertrifft und in beiden Lagern bestens verstanden wurde.

Lange Zeit waren Tintin und Justav tonangebend.

Das kam von ihren Heldentaten, ihrer Größe und ihrem Alter; dann aber wurden sie von andern verdrängt. Der eine hatte einmal bei einem Kinderfest dem Kaiser Wilhelm die Hand gedrückt, der andere hatte in Paris eine wirkliche Feuerbrunst erlebt. Darüber konnte man nicht genug Details erfahren, besonders Kaiser Wilhelm war für die französische Phantasie ein immer neuer Anreiz.

Darüber ging die Versöhnung immer tiefer. Das bekamen die Bauern zu spüren, denn die „Pariser Gamins," die „Berliner Jungens" und die „Wiener Strizzi" bildeten bald eine Bande, die ärger wütete als Attila seligen Angedenkens.

Man möge sich auch nur einmal das französische Temperament vereint mit deutscher Gründlichkeit auf den Raubzügen durch Obstgärten und über Kartoffelfelder vorstellen.

Unser Pfarrer hatte alle Hände voll zu tun.

Er zwang die Kinder zu regelmäßiger Beschäftigung. Die französischen Pflegeeltern brummten zuerst, aus Angst, ihre Küken könnten ein paar Gramm Fett verlieren. Dann aber fügten sie sich. Paris, Berlin und Wien lernten Felder bebauen, Getreide ernten, Heu trocknen, Pferde schirren, Vieh hüten und füttern; sie wurden ruhiger , gewöhnten sich an die stille Art naturgebundener Menschen, an ihre überlegene Ruhe in Wort und Arbeit. Bald ahmten sie sogar den Gang der Bauern nach, ihre feierliche Art, Brot aufzuschneiden, ihr festes Auftreten, das Weinglas bis zum Auge zu heben und langsam zum Munde zu führen, selbst den Tonfall ihrer Stimmen ahmten sie nach.

Am schnellsten gewöhnten sich die Deutschen ein.

Nun waren es schöne Tage. Vor allem die Erntetage, an denen selbst unser Pfarrer mittätig war und mit seiner Jugend bald bei diesem Bauern, bald bei jenem, arbeitete, bald diesseits der Brücke, bald jenseits. Wenn sich ein Besitzer gegen diese Frohnarbeit seiner Hochwürden verwahrte, und meinte, er hätte mit dem Gottesdienst genug Arbeit, lächelte der alte Herr sein feines Lächeln und sagte: „Mit versöhnten Feinden an der Ernte zu arbeiten, ist der schönste Gottesdienst, den ein Mensch erleben kann."

Aber neben aller Arbeit veranstaltete unser Pfarrer mit der Regentin und der Österreicherin auch mancherlei schöne Ausflüge. Die Regentin war wegen ihrer vornehmen, gütigen Art, ihrer Zartheit und ihrer engelhaften Schönheit die stille Liebe aller Berliner. Paris und Wien aber schworen auf die Österreicherin; die war ein verständiger Kamerad, der nie einen Spaß verdarb und außerdem viel Geschichten erzählen konnte. Bei ihr brauchte man sich gar nicht zu genieren, wenn man ein Loch in der Hose hatte, oder Bauchweh. Sie hatte verständnis für alles Menschliche.

Der Pfarrer aber, das war der Vater von allen, der allgütigste, der einem das Heimweh immer vertrieb, der jedem die Sehnsucht nach Sicherheit und Geborgensein aus den Augen las. Er pflegte diese zu ihm hereingewehten Seelenknospen wie seine herrlichen Rosen, keinen Schmutz ließ er an sie heran, keinen Frost, keinen Sturm. Er rang um jeden Einzelnen

---

Den Freund erkennt man nicht im Glueck, und nicht verborgen bleibt der Feind im Unglueck.

—Bibel.

Besser ist ein Mensch, der verbirgt die Torheit, als ein Mensch, der verbirgt die Weisheit.

—Bibel.

G E B E T

Ich danke dir, Herr Jesu Christ,
Daß du Mensch geworden bist.
Ich ermahne dich deiner großen Pein
Und tue dir auf das Herze mein.
Darin gieße die Marter dein,
Daß sie fließe durch die Seele mein.
In deinem Blute wasche mich,
In deiner Marter läutere mich,
In deinem Schmerze peinige mich,
In deinen Schlägen bessere mich,
In deinen Wunden heile mich,
In deinen Stichen mein Herz zerbrich,
Dein Speer, Nägel, Krone stärken mich,
In deine Bitterkeit versetze mich,
In deinem Durste labe mich,
In deinen Zügen zieh mich in dich,
In deiner Minne verschmelze mich,
In deinem Tode begrabe mich,
In deiner Urständ erneuere mich,
In deiner Auffahrt erhebe mich,
In Ewigkeit empfange mich,
In deiner Süße ertränke mich,
Daß mit allen Heiligen ich preise dich. Amen.

---

und bekannte von der Kanzel herab: „Meine lieben Kinder, dem Pfarrer von Lamotte ist es um ein paar Gramm Fett mehr oder weniger, die ihr nach Hause tragt, nicht zu tun: was er möchte, wißt Ihr wohl: das wäre ein Herz, so blank geputzt, daß immer der Herrgott sich darin spiegeln kann; das sollt Ihr nach der Heimat tragen, und Liebe, ach so viel Liebe!"

Ja, das waren Ferien! Voll Sonne, Liebe und Friede! Nicht einmal das überraschende Abenteuer fehlte darin. Und das kam eines Tages, mit einem herrlichen Luxusauto, das wie ein Bolid die Dörfer durchsausen wollte. Zum Glück blieb es an der Grenze stecken, denn es mußte sich der Zollrevision unterziehen. — Bald war es von den Kindern umringt. Eine feine Dame saß darin, lachte den Kindern zu und gab sich gnädig mit ihnen ab. Sie sprach schlecht französisch, noch schlechter deutsch und von einer „Lagersprache" hatte sie überhaupt keinen Begriff. Es machte Mühe und Not ,ihr beizubringen, wer man sei.

„Madame est americaine," erklärte höflich Tintin „la Melasse."

„Yes!" Sie war stolz, daß man ihr das gleich angesehen hatte.

„Da kannst nix machen," tröstete der Wiener.

Die Amerikanerin zog die Handschuhe aus und kramte in ihrer Handtasche. Die Kinder sahen neugierig auf das Spiel der kostbaren Ringe.

„Bonbon kaufen, Yes " sagte sie lächelnd.

Die Pariser spitzten die Ohren; die Deutschen machten große Augen. Jedes Kind bekam einen Schweizer Franken. Stellen Sie sich vor, damals waren das ganze sechs französische Franken!

„Küß die Hand," sagte der Wiener und küßte ritterlich die beringten Finger.

„Danke," sagten die Deutschen und helle Freude leuchtete aus ihren Augen.

Nicht so die kleinen Schankel von Parisern. Die sagten mit einem verzeihenden Lächeln „merci Madame" und ließen das Geldstück, ohne es anzusehen, in ihre Hosentasche gleiten. Sie taten überhaupt so, als ob dergleichen alle Tage geschehe.

Dann machten sie, so gut es ging, Konversation. Anstatt wie die anderen im Laufschritt den Pflegeeltern die fröhliche Botschaft von den Franken zu bringen, betrachteten sie fachmännisch das Auto, stellten Fabriksmarke und Pferdestärke fest, nahmen es quasi in ihre Obhut samt seiner schönen Insassin. Als der Chauffeur losfahren wollte, machte ihn Tintin auf die nächste „virage" aufmerksam und hieß ihn achtsam sein: dort sei schon mancher Unfall geschehen. Dann schloß er leise den Wagenschlag.

„Bon voyage, Madame!"

„Aho — merci, merci!"

Das Auto fuhr an der Bubenschar vorbei, die der Dame noch kappenschwenkend zujubelte. Die Lederhose schlug sogar noch einen Purzelbaum.

Da am nächsten Tage der kleine Handelsjude erwartet wurde, so hatten die Jungen eine unruhige Nacht.

Justav erstand ein Paar herrliche Hosenträger und zwei Taschentücher, der Wiener ein altes Grammophon; andere kauften Bonbons und Schokolade. Bald war der letzte Sou ausgegeben. Die Pariser dagegen hatten keinen Groschen geopfert; die Ware des Juden war ihnen zu schlecht.

Justav überreichte die Hosenträger seinem Lebensretter Tintin. Dieser wickelte sie säuberlich in Seidenpapier und hob sie sorgfältig „pour les cas rares" auf. Für die Werktage genügte sein Schnürlsystem. Schokolade und Bonbons wurde brüderlich geteilt; auch die Franzosen erhielten ihren Teil. Diese wieder erschienen am nächsten Tage alle bei Mademoiselle Suzanne, um ihr Geld expreß an Maman nach Hause zu schicken.

Gegen das Ende der Ferien zu erlebte die Kolonie noch einen anderen schönen Tag. Der war der schönste von allen. Den Anlaß dazu hatte der Wiener entdeckt — — — die Gabe, Feste zu entdecken und zu feiern, darf man dem Österreicher nicht abstreiten.

Nach vielem Bemühen war es dem Wiener nämlich gelungen, den Geburtstag unseres Pfarrers herauszufinden: der mußte unbedingt gefeiert werden. Justav war „für Musik," das war selbstverständlich. Paris war für „Rede halten und Deklamieren," das war selbstverständlich. Alle miteinander waren, auch das war selbstverständlich, dafür, daß der Pfarrer dann eine Einladung zum Frühstück erlassen würde. Somit war ein recht schönes Programm gegeben.

Am frühen Morgen sollte also unter den Fenstern des Pfarrhofes schö-

ner Gesang erschallen; wenn der Herr Pfarrer dann zu Fenster kam, würde er in französischer Sprache gefeiert und schließlich beschenkt werden.

Was mußte nun alles geübt werden, bis unter der Leitung Justavs und einer Mundharmonika das schöne Lied: „Großer Gott, wir loben dich" dreistimmig erklang! Man hatte sich dieses Lied erkoren, weil den Wienern, den Berlinern und den Franzosen diese Melodie bekannt war. Aber mit den Parisern gab es dennoch rechte Mühe: alles wurde ihnen zum Spaß, überdies hatten sie keine Ahnung von Musik. Ein Glück, daß Tintin, seit er einem Stück Deutschland das Leben gerettet hatte, eine innerliche Verpflichtung in sich fühlte, etwas von deutscher Kultur zu verstehen. Er tat also musikalisch, schlug sich tapfer durch alle Spitzbübereien seiner Kameraden durch und zwang sie endlich zu einer vollen Harmonie. Es ging. Natürlich in zwei Sprachen, aber der Herrgott und unser Pfarrer standen so hoch, daß sie nur den Vollklang der jugendlichen Stimmen gehört haben.

Auch mancherlei Geschenke zauberten die Kinder in rührender Weise hervor. Von den Bauern erhielten sie Eier, Kuchen, Leinwand, Most und Speck. Die Regentin stiftete sechs Flaschen alten Medoc und eine Menge Blumen. Und aus dem Pfarrgarten stibitzte Tintin ohne alle Gewissensbisse die schönsten La France-Rosen: sie waren doch für den Pfarrer bestimmt.

Ganz früh am Morgen, an einem herrlichen Septembermorgen, der Tau lag noch auf allen Kelchen und auf den Gesichtern, schlichen die Kinder in das Blumenparadies des Pfarrgartens. Im Rosengebüsch zirpte leise ein überraschter Vogel.

„Großer Gott, wir loben dich . . "

Scheu und innig, wie das Aufschauen der Blumen zur Morgensonne, so bringen die Kinder das alte schöne Lied Gott und seinem Diener dar.

Oben ging ein Fenster auf, aber niemand erschien, mag sein, daß unser Pfarrer dahinter mitbetete.

„Großer Gott, wir loben dich . ."

Nun singen die Knaben aus voller Kehle und mit ihnen alle Vögel des erwachenden Gartens.

Endlich kam unser Pfarrer herab. Er sagte gar nichts, er öffnete nur breit seine Arme und die Sänger fielen ihm alle um den Hals. — Dann entsann sich Tintin seiner Verse und brachte sie an den Mann, mitsamt den gestohlenen Rosen. Unser Pfarrer lachte dröhnend, als er die wiedererkannte.

Natürlich lud er die Kinder zum Frühstück und „La Pepie" wurde von ihnen so gefeiert, daß ihr altes Herz zum überlaufen kam. Besonders rannen ihre Tränen, als Tintin ihr die Geburtstagsverse mit viel Gefühl wiederholte. Als noch der lange Justav mit seiner Mundharmonika zu musizieren begann und die beiden Wiener dazu heimisch Lieder tanzten, da mußte „La Pepie" vor lauter Lachen wieder weinen. Bei Most und Speck wurde die Stimmung schließlich so ausgelassen, daß sogar Hochwürden zu singen begann: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen, gib sie wieder her!" In dem Augenblicke ging die Türe auf und die Regentin erschien. Sie wurde mit einer prasselnden Lachsalve empfangen. Selbst der Hausherr konnte sich nicht erholen. Zuerst wußte sie nicht, wie ihr geschah, dann entschloß sie sich, mitzulachen.

Nie hatte die Pfarrhausküche so viele glückliche Menschen beherbergt.

In den nächsten Tagen nahte der Abschied heran; man beschloß deshalb, am folgenden Tage noch einen Ausflug zu machen. Ein letztes Mal wollte man noch Indianer spielen, Feuer machen und am Felde Kartoffeln braten.

Unser Pfarrer tat überall mit; die Regentin auch und wie wollte die Österreicherin zurückbleiben?

Tintin und Justav schlossen an diesem denkwürdigen Tage Blutsfreundschaft und diese Zeremonie war sehr ernst zu nehmen, denn sie geschah in Anwesenheit eines geistlichen Herrn. Allerdings schämte sich dieser geistliche Herr gar nicht, die Würde eines Häuptlings in jenem Indianerklan anzunehmen. Er bekam einen Kopfputz aus Hahnenfedern und hieß nun „Macaco Löwenherz." Die schöne Regentin erhielt von den poetischen Deutschen den Namen „Mondscheinprinzessin" und die Österreicherin wurde von den Parisern „Popokatepetl" getauft. Warum, das wußte niemand.

Am Rande des Waldes wurde ein großes Feuer angezündet. Rund herum lagen vor den rauchenden und zischenden Scheitern alle am Bauche, sogar unser Pfarrer. Jeder stocherte mit einem langen Ast in den Flammen herum, damit sie höher loderten.

Dann war es ganz still geworden. An dem tiefroten Schein, den die Flammen auf die Gesichter warfen, merkte man den kommenden Abend. Die Sonne war untergegangen, der Himmel glühte noch in Purpur, Gold und Smaragd. Langsam verblaßte die Pracht, bis nur mehr die Farbe der Herbstzeitlosen das Firmament überzog. Ein zarter Schein lag noch über den Stoppelfeldern und vom Tal herauf klang das Angelusläuten.

„Meine lieben Kinder," sagte Hochwürden, „es ist so schön nun, daß wir unseren Herrgott bitten wollen, auch bei uns einen Augenblick zu verweilen."

Die Kinder richteten sich auf, alle blieben still und ernst; sie hatten plötzlich Männeraugen.

Jeder verstand das Gebet aller Sprachen und Völker: „Vater — unser . . . "

Jeder sprach es in seiner Muttersprache, andächtig die Hände gefaltet. Nur Tintin und Justav hielten sich an den Schultern umfaßt.

Eine unendliche Güte lag über der kleinen Menschenschar.

Alle sahen himmelwärts; nur die Österreicherin beugte tief ihr Haupt.

Unser Pfarrer legte seine schwere Hand auf ihre schmale Schulter.

„Österreicherin, wir dienen einem guten Herrn."

„Ja, Herr Pfarrer."

———o———

Zärtlichkeit

Ach, Erich, die Köchin hat gekündigt."

„Aber warum denn?"

„Du bist schuld, sagt sie."

„Wieso ich?"

„Du warst heute am Telephon so grob zu ihr."

„Die Köchin? O, ich dachte, du warst am Telephon."

Der Mittwoch.....

Von P. Otto Hophan, Stans

Der Mittwoch, dieser mittlere Bruder in der Geschwisterreihe der Wochentage, tritt von seinen älteren und jüngeren Geschwistern, denen sich auch in einer Familie erfahrungsgemäß die größere Aufmerksamkeit der Eltern zuwendet, etwas zurück, in den Schatten. Er tut sich, nur flüchtig gesehen, nicht durch eigenes Gepräge und Getue hervor, er ist einfach einer von den sieben Tagen, einer wie die andern, er versinkt und ertrinkt sozusagen in den andern. So unauffällig, unselbständig scheint er zu sein, daß es ihm nicht einmal zu einem eigenen Namen gereicht hat. Er wird in der deutschen Sprache einfach nach seiner Stellung in der Woche genannt, Mittwoch, Mitte der Woche, ein Name, den er seit dem zehnten Jahrhundert trägt. Das einzige oder doch das eigentliche Merkmal des Mittwochs scheint also darin zu liegen daß er mitten in der Woche steht wie auf einem großen freien Platz, sodaß ein leiser Schwindel, etwas wie Platzangst, uns am Mittwoch befallen möchte. Der Mittwoch ist darum ein kritischer Tag, ein gefährdeter Bruder der andern Wochentage, nicht im Sinne des Aberglaubens, der den Mittwoch und den Freitag als ungünstige Tage erklärt, den Mittwoch als den kleineren, den Freitag als den größeren Unglückstag; doch Schuld seines mittleren Ranges in der Woche hat der Mittwoch Schwierigkeiten zu meistern, denen seine älteren und jüngeren Geschwister, die Tage des Wochenanfangs und des Wochenabschlusses, enthoben sind. Der Mittwoch ist von der Hälfte des Wochenweges, den er durchschritten hat, müde, verstaubt, vielleicht auch verdrossen; von der andern Hälfte, die noch weit und heiß vor ihm liegt, beunruhigt und belastet. Mittwoch! Das ist mehr ein Aufseufzen als ein Aufatmen, denn dieser Tag steht noch mitten in der Last und Hitze, das Werk der Woche ist kaum zur Hälfte getan und es sind noch keine Horizonte der Ruhe sichtbar.

Die andere Gefahr, die dem Mittwoch droht, der ersten, der Müdigkeit und Mutlosigkeit entgegengesetzt, ist das Fieber der Tätigkeit, das Preisgegebensein, Hingeworfensein, Verlorensein an das nur Irdische. Der Mensch des Mittwochs ist wie von einem Taumel befallen zu hasten und zu raffen wie jener Geizige, der soviel Land erhielt, als er erlief und sich dabei den Tod erjagte. Der Mittwoch ist schon äußerlich gesehen in der Reihe der Woche der weltlichste Tag, vom Sonntag am weitesten entlegen. Alle andern Tage stehen dem Tag des Herrn näher oder haben wie der Donnerstag in sich selber eine Weihe. Der Mittwoch hingegen gehört gleichsam ganz der Welt; er steht darum in Gefahr zu verweltlichen und sich an die tausend Dinge des irdischen Lebens so restlos zu verlieren, daß er darob das Eine Notwendige übersieht.

Die Griechen hielten den Mittwoch dem Hermes geweiht, dem Spender des Reichtums, dem Beschützer der Kaufleute, dem Patron der Geschäfte, leider auch der Diebe! Die Römer übertrugen diese Verehrung mit allen Lasten und Lastern von Hermes auf ihren einheimischen Götzen Merkur. Unser nüchterner deutscher, aber immerhin anständiger „Mittwoch“ wird in den romanischen Sprachen heute noch „Tag Merkurs“, mercredi im Französischen, mercoledi im Italienischen genannt. Diese Namen beleuchten unsern Gedanken von der Gefahr des Mittwochs, sich an das nur Irdische, Geschäftliche, Materielle zu verlieren. Wie läßt sich diese Gefahr vom Mittwoch bannen?

Die alte Kirche hielt am Mittwoch und Freitag, wie uns das schon die uralten Zeugnisse der Didache und des Clemensbriefes Ende des ersten Jahrhunderts bezeugen, die sogenannte „statio“, eine gottesdienstliche Feier in einer bestimmten Kirche. Gerade diesen beiden Tagen, dem Tag des Geschäftes und dem Tage des sinnlichen Genießens, wurden die beiden christlichen Edelreiser, Buße und Gebet, aufgepfropft. Diese urchristlichen Gepflogenheit, auch an den Werktagen, zumal am Mittwoch und Freitag, „Station“ zu machen, in der Hast und Hetze der Woche eine Weile stillzuhalten — stare heißt wörtlich stehen — im drängenden Betrieb Buße und Besinnung einzuhalten und einzuschalten, das sollten auch wir Christen des zwanzigsten Jahrhunderts von unseren ersten Glaubensbrüdern übernehmen. — Buße! Der Mittwoch galt in der alten Kirche bis in die neuere Zeit wie der Freitag als Abstinenz- oder doch Fasttag. Die Buße hat indes viele Möglichkeiten der Verwirklichung, nicht nur ein Fasten- und Abstinenzgebot. Die wesentliche Buße für das menschliche Geschlecht ist jene, die Gott selber ihm im Paradies auferlegt hatte, die Dornen und Disteln des Lebens, die Mühsal der Tage und der Schweiß im Erwerb des täglichen Brotes. Gerade das, was uns am Mittwoch zu meist bedrückt, soll am Mittwoch, an diesem altkirchlichen Bußtag, von uns als Buße erfaßt und ertragen werden, die wachsende Last des Alltags und die Mühsal der Mitte der Arbeit. Wir halten am Mittwoch in moderner Weise „Statio“, wenn wir geduldig und stark bei unserer Arbeit stehen, standhalten und aushalten, ohne zu räsonnieren und zu kapitulieren.

Zweitens: die Besinnung. Der Mittwoch sollte auch für uns eine „Station“ sein, einen Stillehalt haben. Schon der Name „Mittwoch“ lädt zu einer kurzen Pause ein, er ist wie ein Ruhebänklein an einem steilen Weg, ehe die zweite Steigung beginnt, man kann darauf nicht verweilen, aber doch etwas verschnaufen. Jeder sollte sich

am Mittwoch eine bescheidene Rast gönnen, die ihn wieder zu sich selber kommen läßt und ihm mitten im Rennen und Rechnen die höheren Werte im Bewußtsein hält. Ein gutes Buch — wir sollten nicht nur Zeitungen lesen! — ein Besüchlein bei einem tiefen Menschen, ein Viertelstündchen stilles Nachdenken und ähnliches mehr könnten in das Tempo des Mittwochs eine heilsame Besinnung hineintragen. Am schönsten und segenreichsten halten wir am Mittwoch die alten Christen Station in einer Kirche. Manchen wäre an diesem Tag die Teilnahme an der Eucharistiefeier am Morgen möglich, andere können eher am Abend Rast und Halt bei Jenem machen, der die Mühseligen und Beladenen erquicken will. Diese „Statio", dieser Halt bei Christus, inmitten der Last und Hast der Woche wirkt erhebend.

Die Heilige Schrift beschreibt den ersten Mittwoch mit den Worten: „Und Gott sprach: ‚Es werden Leuchten an der Feste des Himmels, um zu scheiden zwischen Tag und Nacht, und sie sollen dienen als Zeichen und (zur Bestimmung von) Zeiten und Tagen und Jahren. Und sie sollen als Leuchten dienen an der Feste des Himmels, daß sie auf der Erde leuchten.' Und es geschah also Gott machte beide großen Leuchten, die größere Leuchte, daß sie den Tag beherrsche, und die kleinere Leuchte, daß sie die Nacht beherrsche, und die Sterne. Und Gott setzte sie an die Feste des Himmels, daß sie auf der Erde leuchten und den Tag und die Nacht beherrschen und scheiden zwischen Licht und Finsternis. Und Gott sah, daß es gut war. Und es ward Abend und es ward Morgen, ein vierter Tag."

Dieses ebenso herrliche wie liebliche Werk des vierten Tages, Sonne, Mond und das funkelnde Diadem unserer Nächte, die Sterne; der heilige Schriftsteller denkt sich diese Himmelskörper, entsprechend den Vorstellungen seiner Zeit, als leuchtende Lampen am Gewölbe des Himmels befestigt, darf sinnbildlich auch auf unsern vierten Tag gedeutet werden. Die größere Leuchte ist die Weihe unserer Arbeit an Gott, die kleinere die Weihe unserer Arbeit an die Menschen. „Alles Gott zu Ehren, alles Gott zulieb!", wie viel Frömmigkeit und Weisheit liegt in diesem schlichten Gebete unserer Jugend. Der Mensch von heute ist vielfach nicht mehr der reichlichen Frömmigkeit früherer Zeiten fähig, sei es aus Mangel an Zeit, oder aus Mangel an Sammlung. Wir sind zu gehetzt, und darum kaum mehr imstande, unsere Hände lange gefaltet zu halten. Falten wir dafür die Hände unserer Arbeit und machen wir das zum Gottesdienst, was uns von Gott scheinbar trennt, unsern Berufsdienst. Der Berufsdienst werde zum Gottesdienst! Häufiger und bewußter als es gewöhnlich geschieht, sollten wir unserem Arbeiten, auch dem ganz „weltlichen", diese fromme Richtung auf Gott hin geben!

Kirche und Volksandacht begehen am Mittwoch das Gedenken des heiligen Joseph. Das ist überaus sinnvoll. Auch Joseph war Arbeiter, Holzarbeiter, Zimmermann, wie der griechische Ausdruck „tecton" meistens übersetzt wird. Aus eigener Erfahrung weiß er um den Schweiß und die Schwielen eines harten Tagewerkes. Aber auch die beiden „Leuchter" strahlen ihm; ja, deutlicher als bei jedem andern Manne wird bei St. Joseph sichtbar, daß, wer seiner Familie dient, Gott selber dient.

Das Heidentum setzte über den Mittwoch den Namen Merkurs, das Christentum den Namen Josephs. Joseph-Merkur! Zwei Namen, zwei Welten! Nicht Merkur, nicht die Gier nach Geld sei der innerste Antrieb für unser Schaffen, sondern wie bei St. Joseph die Ehre Gottes und der Dienst am Nächsten, zumal an den Nächsten der Familie.

Gerechte Männer seien deine Tischgenossen. Dein Ruhm bestehe in der Furcht des Herrn.

Bibel.

In seiner Stadt ist der Zungenheld gefürchtet, und der Dreiste ist verhasst durch seine Rede.

Bibel.

Am Unglück der Gottlosen habe kein Gefallen. Bedenk, dass bis zum Tode sie nicht straflos bleiben.

Bibel.

Gib einen alten Freund nicht preis, der neue komm ihm ja nicht gleich.

Bibel.

Ob des Sünders Glück ereifere dich nicht. Du weisst nicht, wie sein Ende ist.

Bibel.

Geh' nicht des Wegs mit einem, der verwegen ist, damit er dir nicht lästig werde.

Bibel.

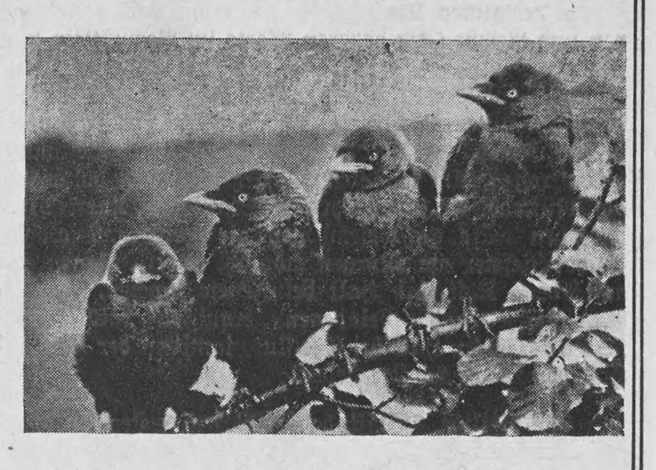
So viel an dir liegt, berate deinen Nächsten und besprich dich mit den Weisen.

Bibel.

O sei auf Gottes heller Welt kein trüber Gast!
Mach Schande nicht dem Herrn,
Dem Milden, den Du hast.
Zeig' in Gebärde, Wort and Blick,
Dass Du dem dienst, der sagt: "Mein Joch
Ist sanft und leicht ist meine Last."

Reuter.

Des Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

(Fortsetzung.)

So ging Pfarrer Markus denn auf Seitenwegen, durch Strauch und über Steingeröll, in den stillen Abend hinein.

Eben war er durch dichtes Gebüsch gekommen. Wieder einmal ging der Weg ganz schmal zwischen große Felsenblöcke hindurch.

Da stutzte Pfarrer Markus plötzlich furchtsam. Quer über den Weg, an einen Riesenstein gelehnt, saß Jose, der Vagabund.

Pfarrer Markus erinnerte sich an den letzten Sonntag. Jose war sehr böse geworden. Mit diesem Menschen jetzt hier allein zu sein, ziemlich weit entfernt vom nächsten Hause, schien dem Pfarrer nicht ganz sicher. Besonders nicht nach dieser Wut, mit der Jose am Sonntag den Pfarrgarten verließ.

Herr Markus wußte nicht, ob er zurück, oder ob er weitergehen solle.

Da hatte Jose ihn aber schon bemerkt. Langsam stand der Vagabund auf, zog seinen schmutzigen Hut, verbeugte sich ehrfürchtig, und rief mit lauter Stimme zum Priester hinüber:

„Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pfarrer!"

„In Ewigkeit", kam es unsicher zurück.

„Haben Sie keine Angst, Herr Pfarrer. Ich tu Ihnen nichts."

Jose ging auf den Priester zu. Als er vor ihm stand, sagte er:

„Herr Pfarrer, ich war am Sonntag besoffen. Und die Leute haben mich bös gemacht, weil sie dem Franz und den Mädchen nicht glauben wollen. Ich hab' Sie beleidigt, und das war Sünde vor Gott."

Pfarrer Markus atmete fest auf. Ein breites Lächeln ging über sein gutes Gesicht:

„Erschreckt hast du mich aber doch, Jose. Die Geschichte vom Sonntag habe ich schon vergessen."

„Ich werde aber nicht vergessen, Herr Pfarrer", gab Jose zurück, „auf Sie war ich garnicht so böse. Aber der andere Pfaff ,der Grünling, was geht das den an, wenn ich zu Ihnen komme, wo Sie doch mein Seelsorger sind?"

„Seit wann bin ich denn dein Seelsorger?", fragte Herr Markus fast belustigt — die bösen Namen, die Jose dem Herrn Manuel gab, wollte er überhören, um den Vagabunden nicht zu reizen — „ich sehe dich doch niemals in der Kirche Ich weiß ja nicht einmal, ob du in meiner Gemeinde wohnst."

„Irgendwo muß man doch hingehören, Herr Pfarrer. Ich gehöre hierher. Oft genug hat man mich ja schon in Fatima eingesperrt."

Herr Markus ließ sich auf einen Stein nieder.

„Sag' einmal, Jose, wo kommst du eigentlich her?"

Jose hielt seinen Hut immer noch in der Hand:

„Ich komme aus der Stadt."

„Aus welcher Stadt?"

„Aus einer großen Stadt, Herr Pfarrer. Den Namen habe ich schon vergessen."

„Du hast den Namen vergessen?", verwunderte Herr Markus sich.

„Ja. Ich will ihn nicht mehr kennen."

„Ah, so", meinte Herr Markus. Nach einer Weile hob er wieder an:

„Du kannst mir aber doch etwas sagen, Jose. Warum bist du nicht wie die anderen Menschen? Warum treibst du dich immer auf Straßen rum, die kein anderer geht? Wäre es nicht schöner, wenn du, wie jeder Mensch, arbeiten und unter einem Dach leben würdest?"

„Warum fragen sie denn das, Herr Pfarrer?", fragte Jose mit zusammengekniffenen Augen.

„Das will ich dir gleich sagen, Jose. Sei mir aber nicht bös, wenn ich ganz offen rede. Sieh, Jose, wenn alle Menschen so leben würden wie du, würden sie auch sehr bald alle so verlumpen wie du."

„Ne, Herr Pfarrer, das macht mich nicht bös. Aber das sag 'ich ihnen: Verlumpt sind die Menschen alle. Warum haben wir Krieg? Warum hat der Arme nichts zu fressen? Warum sind sie alle, die Reichen und auch die Ar-

men, so gehässig? Ich sag' Ihnen, Herr Pfarrer, ich laufe in verlausten Kleidern herum, stehle und saufe, faulenze und erziehe keine Kinder. Darum bin ich aber kein größerer Lump als die, wo in schönen Kleidern gehen und Krieg machen und nichts anderes tun, als Ungerechtigkeit in die Welt bringen. Die ganze Erde ist verlumpt, Herr Pfarrer, die ganze Erde."

Pfarrer Markus schaute schweigend auf den Vagabunden. „Du hast schon etwas recht. Nicht ganz, aber etwas doch", sann er im Stillen. „Vieles ist unter uns verlumpt. Das kommt, weil wir uns zu oft auf Straßen rumtreiben, die uns nichts angehen. Ganz genau so wie du es tust. Immer müssen wir hinlaufen und sehen, was es da wohl abseits des großen Weges der Menschlichkeit gibt. Abseits ist aber das Verlumpen."

So sann Herr Markus in tiefer Weisheit. Laut jedoch sagte er:

„Du bist ein verbitterter Philosoph, Jose. Denk' doch einmal nach: Nicht alle Menschen sind verlumpt. Es gibt doch auch viele anständige, ehrliche und fromme Leute, die ihre Pflicht getreu erfüllen und auch immer gut zu ihren Mitmenschen sind."

„Ja, solche gibt es auch, Herr Pfarrer. Aber die werden von den anderen verspottet und kaputt gemacht. Der Franz und die Mädel, die sind gut. Denen ist die heilige Maria erschienen. Am dreizehnten Juli wird sie sich den Kindern wieder zeigen."

Dann schaute Jose dem Pfarrherrn unsicher ins Gesicht:

„Sie sind auch kein Verlumpter", meinte er leise.

„Jose, glaubst du an die Erscheinungen?", fragte da der Pfarrer.

„Ganz bestimmt. Glauben hab' ich noch, Herr Pfarrer. Bei mir ist noch nicht alles zum Teufel gegangen."

„Ja, Glauben muß jeder Mensch haben. Doch Aberglauben? Jose, bist du abergläubisch?"

„Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, an die Auferstehung des Fleisches und an Jesus Christus, seinen eingeborenen Sohn, und das ewige Leben", sagte da Jose mit fester, fast prahlender Stimme.

„Das ist kein Aberglaube, Herr Pfarrer. Auch die Erscheinungen sind kein Aberglaube. Hier drinnen" — Jose klopfte sich mächtig an die Brust — „hier drinnen fühle ich es, daß die Kinder nicht lügen. Die heilige Maria ist dagewesen, so wahr ich hier stehe."

„Du hast sie aber doch nicht gesehen, Jose?"

„Gesehen habe ich die heilige Maria nicht. Aber gefühlt habe ich, daß sie hier ist. Kommen sie doch einmal her, wenn die Mutter Gottes da ist, Herr Pfarrer. Ich bin kein Priester. So viel weiß ich aber doch: Die ganze Luft riecht heilig, wenn die Gottesmutter zu den Kindern kommt. Die ganze Luft. Ja, ich bin kein Pfarrer. So viel weiß ich aber doch, daß der Glaube aus dem Herzen kommt, nicht von den Augen."

Herr Markus wußte wirklich nicht, was er zu Jose's Logik sagen sollte. Darum brach er das Gespräch einfach ab.

„Willst du mitkommen, Jose? Ich will mir die Stelle einmal anschauen, an der die Kinder die heilige Gottesmutter gesehen haben wollen."

Jose setzte seinen Hut auf, wischte sich die Hände an den Fetzen seines Rockes, und sprach:

„Wenn der Herr Pfarrer mir die Ehre antut und mit mir gehen will, dann komme ich."

Und so gingen sie denn hin, der Priester und der Vagabund, einen Ort zu betrachten, an dem es keinen Unterschied zwischen hoch und niedrig gäbe, wenn das Heilige dort wirklich geschehen sein sollte, das von ihm erzählt wird. Reich und arm, Priester und Vagabund würden dann dort nicht mehr zählen. Nur die Liebe und die Sünde gälten noch.

Jose erklärte dem Pfarrer alles. Er zeigte ihm das Eichbäumchen, deutete auf die Stelle, an der die Kinder knieten, zeigte in die Äste, wo die Gottesmutter auf leichtem Wölkchen gestanden haben sollte, und sprach, als wenn er selbst alles genau gesehen und miterlebt hätte. Dann kniete er nieder, machte ein hastiges Kreuzzeichen, und betete halblaut hastige Worte zum Eichbäumchen hinauf.

Herr Markus blieb stehen. Im Herzen betete aber auch er.

Auf dem Rückwege meinte er:

„Du bist ein eigenartiger Mensch, Jose. Du sagst, du kommest aus einer Stadt, deren Namen du nicht mehr kennen willst. Ich glaube gar, du hast einmal etwas gelernt. Jetzt treibst du dich auf den Straßen herum, kommst in keine Kirche, ärgerst alle Leute, und sagst, alle Menschen seien verlumpt. Und zu gleicher Zeit bist du fromm.

„Ja, ja, Jose. Alle Leute haben einmal in einer großen Stadt angefangen. Ein großer Heiliger hat diese Stadt einmal die Stadt Gottes genannt. Heute haben die meisten den Namen dieser Stadt vergessen. Nicht richtig vergessen, sondern nur so wie du. Sie wissen ganz genau, wie sie heißt. Sie wollen sich jedoch nicht mehr an diesen Namen erinnern, weil sie sonst wieder gut werden müßten. Das wollen sie aber nicht. Wenigstens so lange nicht, wie sie auf Erden leben. Die Vagabundenstraße hat Früchte, die süß riechen. Süß schmecken sie aber nicht. Sie sind sogar sehr bitter. Was kümmern wir uns aber darum. Wir werfen den sauern Apfel fort und greifen rasch nach einem anderen, in der Meinung, daß dieser ganz bestimmt der richtige sein muß. Und so kommen wir niemals von der Vagabundenstraße herunter. Am Ende dieser Straße erwarten wir aber alle den Himmel. Alle Menschen wollen in den Himmel. Darum sind auch die meisten Leute fromm. Nur, daß sie verlumpte Frömmler sind. Fromm sind sie aber doch. Komisch!"

Jose sagte nichts. Stum schritt er neben dem Priester dahin. Als die ersten Häuser Fatimas in Sicht kamen, blieb er stehen:

„Jetzt geh' ich wieder zurück, Herr Pfarrer. Danke für die Ehre. Und was die Vagabundenstraße angeht, muß ich sagen, daß Sie ganz recht haben. Der andere Pfarrer, der junge, der ist so ein Vagabund. Das trifft ganz genau auf ihn.

„Jose, Jose", meinte Herr Markus kopfschüttelnd, „warum mußt du immer an andere Leute denken?"

„An mich denke ich auch, Herr Pfarrer", gab Jose da zurück. „Ich bin ein großer Lump. Von jetzt ab wird

die Lumperei aber kleiner werden, das verspreche ich Ihnen. Da wird mir wohl die heilige Maria vom Irenental schon helfen. Ich werde den Kindern sagen, tüchtig für mich zu beten."

„Das Beten allein macht es nicht, mein Lieber", belehrte Herr Markus, „du mußt ein ordentlicher Mensch werden. Du mußt arbeiten, und nicht mehr trinken und fluchen und faulenzen. Auch von anderen Menschen mußt du gut zu denken lernen."

Jose nahm seine Nase zwischen zwei Finger, beugte sich zur Seite, blies kräftig, wischte sich die Hand an seiner Hosen ab, und sprach:

„Das mit dem Trinken und Fluchen wird aufhören. Was ich mit dem Stehlen machen werde, weiß ich noch nicht. Ich muß doch essen? Der andere Pfarrer aber, der muß besser werden, ehe ich gut von ihm denken kann. Der muß mich und die Rosa um Verzeihung bitten. Sonst habe ich keine guten Gedanken von ihm, das sage ich ihnen, Herr Pfarrer. Von so einem kann auch die heilige Maria keine guten Gedanken haben. Der hat ja keine Liebe."

Dann verbeugte er sich vor dem Pfarrer:

„Wünsche gute Ruh'."

„Gute Nacht, Jose. Und paß mir gut auf die Kinder auf," antwortete Herr Markus.

Jose's Augen leuchteten auf:

„Das werd ich tun, Herr Pfarrer."

Dann schieden sie voneinander.

Als Herr Markus sein Haus betrat, empfing ihn die alte Agnes, seine Haushälterin mit den Worten:

„Der Bernardo war da und noch fünf andere Männer. Sie wollten mit Ihnen sprechen."

„So?", meinte Herr Markus. Langsam begab er sich dann in sein Zimmer.

Am nächsten Tage waren Franz, Jacinta und Luzia wieder auf der Weide. Sie saßen unter dem Eichbäumchen und hatten ihr Mittagsbrot aufgewickelt vor sich liegen.

Jacinta hielt zwei Brotstücke in ihren Händen. Sie schaute auf Luzia:

„Luzia, wird die heilige Maria wieder kommen?"

Luzia blieb stumm. Franz jedoch antwortete eifrig:

„Die wird wiederkommen. Das hat sie ja selbst gesagt. Am dreizehnten Juli wird sie ganz bestimmt wieder hier sein."

„Sie hat gesagt, wir sollen Buße für die bösen Menschen tun", meinte Jacinta. Ihr kindlicher Glaube war ganz ergriffen, seit sie die schöne Frau im Baum gesehen. Kinder und Heilige glauben ja doch ganz anders an Gott als wir gewöhnliche Menschen. Ihnen ist alles Himmlische so persönlich wahr und nahe, wie Vater und Mutter wirklich und nahe sind.

„Ich will mein Brot den Schafen geben und hungrig bleiben", sagte Jacinta wieder, „das wird die heilige Maria freuen."

„Das tu ich auch, rief Franz da eifrig und sprang auf.

Die Schafe bekamen das Mittagsbrot der Kinder jedoch nicht. Fünf Kinder kamen des Weges, die dem Franz und den zwei Mädchen wohl bekannt waren. Es waren Bettelkinder aus dem Dorf La Moita.

„Wir wollen denen unser Brot geben", sprach Luzia still, als sie die Bettelkinder kommen sah.

Franz war nicht mehr da. Er stand bereits vor den La Moita Kindern und reichte ihnen mit vielen Worten und einladenden Gebärden sein Brot. Man sah, er gab mit großen Freuden.

Jacinta sprang ihrem Bruder nach. Luzia folgte langsam und nachdenklich. Die Teufelserscheinung, von der Herr Markus gesprochen, und die Schläge, die sie zu Hause erhalten, lagen ihr im Kopf. Sie ging aber doch zu den Kindern hinüber und reichte ihnen auch ihr Brot.

Die Bettelkinder nahmen mit großen Augen die Geschenke an. So erstaunt waren sie, daß sie das ‚Danke schön' vollständig vergaßen.

Franz und die zwei Mädchen gingen zum Eichbäumchen zurück.

„Wir wollen uns jetzt nicht hinsetzen, wir wollen jetzt den Rosenkranz beten", sagte Luzia. „Die heilige Maria wird uns segnen."

Freudig fromm nach der schönen Tat, die sie gerade verrichtet, ließen sich die Kinder in die Knie nieder. Gerade waren sie beim zweiten Gesetz des Rosenkranzgebetes angelangt, als ein kleines Fuhrwerk daherkam. Bis zu den Kindern kam der Wagen gefahren.

Drei Männer entstiegen ihm. Sie schienen aus der großen Nachbarstadt Ourem zu sein. Die Kinder kannten keinen von ihnen. Alle drei waren städtisch gekleidet und trugen Spazierstöcke.

Die Männer blieben vor den schüchtern ausschauenden Kindern stehen.

„Bist du der Franz Marto?", fragte einer.

„Ja", gab Franz zurück.

„Und bist du die Jacinta Marto, und du die Luzia Santos?", wandte sich der Fremde an die Mädchen.

Jacinta stellte sich halb hinter Luzia, diese antwortete: „Ja".

„Und ihr habt die Gottesmutter gesehen? Wo denn?"

„Dort, über dem Baum da", erklärte Franz.

Die Männer schauten zum Eichbäumchen hinüber. Ihre Gesichter waren ernst.

„Hört einmal, ihr Fratzen, eine Mutter Gottes gibt es garnicht. Auch keinen Herrgott. Wenn ihr den Leuten noch mehr solche Geschichten erzählt, nehmen wir euch mit und sperren euch ein. Nichts zu essen bekommt ihr im Gefängnis und alle Tage Schläge."

Die Kinder sprangen entsetzt zurück. Franz lief sogar sehr weit von den Männern fort, weit genug, daß sie ihn hören konnten:

„Es gibt doch eine Gottesmutter, du Teufel. Dich wird man einsperren, du Ungläubiger!"

Dann rannte Franz aber, was das Zeug hielt. Einer der Männer war wütend hinter ihm her.

Die Mädchen kreischten auf und flohen.

Franzens kurze Beine waren den langen Sprüngen seines Verfolgers jedoch nicht gewachsen. Mit grimm entschlossenem Gesicht lief der Fremde dem Jungen nach. Die zwei anderen blieben stehen, wo sie waren.

Franz sprang über einen Steinhaufen. Das war

einmal ein Leiden, das ihm zwar große Angst machte, an dem er aber doch Gefallen fand. Übrigens hatte er ja noch lange nicht gelitten. Der Mann da hinter ihm hatte ihn noch nicht gefangen und Franzens ganzer Mut bestand vorläufig darin, nur das Frotlaufen als Leiden für die Sünden der Welt zu betrachten. Dem Leid des Gefangen- und Verhauenwerdens suchte er nach Möglichkeit zu entgehen, weil er eben in seiner Aufregung keine Zeit hatte, daran zu denken, auch dieses heldenmütig auf sich zu nehmen. Das Verhauenwerden war ihm dazu noch viel zu schmächlich, um es als heilige Leiden für die schöne Frau im Baum betrachten zu können. So rannte er denn dahin, über Stock und Stein, bis seine Angst plötzlich größer als sein Heldenmut wurde. Der wilde Mann da hinter ihm war schon ganz nahe. Eben wollte der Fremde nach dem Knaben greifen, als ein Knüppel zwischen seine Füße fiel. Der Fremde stolperte und lag auf der Erde.

Da packte ihn eine kräftige Hand am Kragen und ein noch kräftigerer Stock fuchtelte um ihn herum.

Das war Jose, der schnaubend vor dem Städter stand.

„Ihr seid drei, und ich bin einer. Faßt mir nur ein Kind an. Bei Gott, dann kann man mich am Galgen hängen. Ihr werdet das aber nicht mehr erleben, keiner von euch drein. Ich schlage euch in Stücke. Kinder prügeln? Das geht zum Gericht, ihr gotteslästerischen Banditen. Ich bin Zeuge, was ihr gesagt habt."

Die zwei anderen Fremden blieben, wo sie standen. Sie waren drei, und doch wagten sie sich nicht an Jose heran.

„Kommt nur her, ihr Halunken. Wir hier in Fatima werden schon mit euch fertig!", schrie Jose bös.

Die Männer blieben jedoch wo sie waren.

Da riß Jose den vor ihm liegenden Fremden hoch, gab ihm einen mächtigen Stoß, und fluchte:

„Jetzt fort, ihr verdammten Satanshalunken. Solange ich hier bin und meine Freunde, braucht ihr euch hier nicht mehr zu zeigen, wenn ihr nicht mit zerschlagenen Knochen nach Hause kommen wollt."

Die Männer gingen. Was sie dachten und unter sich sprachen, wußte Jose nicht. Er machte sich auch keine Sorgen darüber. Mehr als einsperren konnte man ihn ja doch nicht. Und das Sitzen war ihm wirklich nichts Neues.

Franz stand inzwischen in sicherer Ferne und schaute sich frohen Herzens die Tapferkeit Joses an. Ja, das war einmal etwas. So für die schöne Frau zu kämpfen, war ganz sein Wunsch. Ha, wenn er erst einmal groß ist und Muskeln hat wie die Männer, dann würde schon niemand wagen, die heilige Maria zu beschimpfen. Noch mächtiger als Jose würde er dreinschlagen.

Franz schnaubte und kochte. All sein Kämpfergeist war in ihm wach, und fühlte große Tapferkeit in sich.

Da rief ihn Jose. Auch die Mädchen, die irgendwo verschwunden waren, rief Jose mit lauter Stimme. Die Fremden waren bereits mit Roß und Wagen verschwunden.

Franz kam gelaufen. Von der entgegengesetzten Seite kamen Jacinta und Luzia ängstlich daher.

Als Jose die Kinder bei sich hatte, sagte er:

„Die waren von Ourem. Ich kenne alle. Der eine ist von der Zeitung, und die zwei anderen arbeiten in Schreibstuben. Das sind auch solche ungläubige Politiker, wißt ihr. Aber habt nur keine Angst. Solange ich hier bin, wird euch keiner was antun. Die Kerle sperren mich auf drei Jahre ein, wenn die mich in Ourem erwischen, ob ich was geklaut hab' oder nicht. Das sind Hinterlistige, wißt ihr. Ich kenne die. Ich geh' aber nicht mehr nach Ourem. Die bekommen mich nicht."

Franzens Wangen glühten.

„Warum habt ihr den Mann nicht verhauen, Jose? Der ist ja ein Heide. Alle sind sie Heiden. Er hat gesagt, es gibt keine heilige Maria und keinen Gott."

Jose beugte sich dem Knaben zu: „Franz, jetzt wirst du die heilige Maria wieder nicht sprechen hören."

„Warum?", fragte Franz ängstlich.

„Du hast ‚Teufel' gerufen und bist bös geworden. Ich hab' dir doch gesagt, daß du ganz gut bleiben sollst und daß ich für dich alle verhauen werde, die frech gegen dich sind. Warum hörst du nicht auf mich?"

„Ja, aber der hat doch gesagt, es gibt keine heilige Maria", rief Franz halb weinend, „und das ist doch teuflisch?"

„Der Pfarrer hat auch gesagt, daß die schöne Frau vielleicht vom Teufel ist", kam es vorsichtig von Luzia.

„Die ist nicht vom Teufel", erklärte Jose bestimmt, „das ist die heilige Maria. Die wird dem Pfarrer auch noch 'mal sagen, wer sie ist, paß nur auf. Ihr aber müßt gut bleiben, alle drei. Sonst kommt sie nicht mehr, das sag ich euch."

Die Mädchen saßen ganz still da und schauten mit großen Augen auf den Vagabunden. Den Franz jedoch würgte die Angst.

„Jose, weißt du ganz genau, daß sie am dreizehnten wieder nicht zu mir sprechen wird?", wagte er nach einer Weile halblaut zu fragen.

Jose dachte nach.

„Eigentlich hast du es ja nicht bös gemeint. Aber schön war es nicht, das sag' ich dir. Wer die heilige Maria sehen will, muß ganz heilig sein, Franz, ganz heilig. Der darf nicht schimpfen und ‚Teufel' rufen. Vielleicht wird sie diesmal verzeihen, wenn du nicht noch was Anderes anstellst. Vielleicht wird sie dich aber doch noch einmal strafen, damit du siehst, wie gut du werden mußt. Ich weiß nicht. Aber so, wie der junge Priester, der mich aus dem Pfarrgarten rausgeschmissen hat, so ist die heilige Maria bestimmt nicht."

Jose kam wieder ins Denken.

„Weißt du, Franz", gab er dann hinzu, „ich denke, wenn du noch einmal anfängst, ganz gut zu sein, dann wird sie doch mit dir sprechen. Ich bin ja kein Pfarrer, aber etwas kenne ich mich doch auf den Herrgott aus. Der ist nicht rachsüchtig. Auf den guten Willen schaut er. Und den guten Willen mußt du zeigen. Dann wird die heilige Maria auch gut mit dir sein."

Franz wußte nicht, was er tun solle. Tausend Versprechen lagen ihm auf der Zunge. Zu gleicher Zeit quälte ihn aber etwas in seinem Gewissen und mahnte ihn, doch lieber etwas vorsichtig damit zu sein. Er begann sich zu schämen, und wußte nicht warum. Und so

blieb er demütig still. In seinem kleinen Herzen jedoch stand es fest: Jetzt werde ich ganz gut sein und ganz gut bleiben.

Jacinta hatte nicht nur ihre Augen weit geöffnet, auch ihr Mund war fast kugelrund. War das doch schön, was der Jose da sagte. Den guten Willen muß man haben und der Herrgott ist nicht rachsüchtig. Er vergißt auch den Rosenkranz, wie Jacinta ihn früher gebetet hatte, und er wird ganz lieb, wenn man lieb zu ihm ist.

Sie rückte näher an den Landstreicher heran und fragte:

„Ist der liebe Gott noch schöner als die heilige Maria?"

Jose verzog sein Gesicht. Jetzt sollte er vom lieben Gott erzählen, er, der alte Sünder, der sich so wenig um den Himmel gekümmert. Wohl war er fest von den Erscheinungen der heiligen Maria im Baum überzeugt, seine Frömmigkeit war jedoch nicht so, daß sie mit dem Herrgott auf bestem Fuße stand. Ein großes, leeres Loch sah Jose in jenem Herzen, als er geschwind da hinunter schaute um nachzusehen, was er von Gott wisse und den Kindern erzählen solle. Er schämte sich.

„Ein anderes Mal, Jacinta, ein anderes Mal. Heute habe ich keine Zeit", meinte der Vagabund hastig, und sprang auf.

Eine halbe Stunde lief er wohl in die Steinfelder hinein. Dann ließ er sich laut knurrend und über sich selbst schimpfend nieder.

Pfarrer Markus hatte ihn gebeten, den Kindern beizustehen. Er hat sein Möglichstes getan, als die Fremden da waren. Große Freude hatte er an diesem ‚Beschützen' mit dem Knüppel gehabt. Und nun war alles wieder verdorben.

Von Gott sollte er erzählen. Wer sich um keinen Gott kümmert, weiß auch nichts vom Himmel zu sagen. Rein nichts.

Jose war sehr unzufrieden mit sich selbst. Er liebte die Kinder, und er begann auch eine große Liebe zur geheimnisvollen Frau im Baum, die heilige Maria, wie er fest überzeugt war, zu empfinden. Kein Pfarrer, kein Vater und keine Mutter kümmerten sich um Franz und die Mädel. Er wollte ihnen beistehen. Vielleicht wird ihm die heilige Maria deswegen gut und nimmt ihn in den Himmel, nachdem er irgendwo in den Feldern tot liegen geblieben sein wird. Und jetzt muß so etwas kommen.

Jose dachte wild nach, was zu tun sei.

„Ich geh' zum Pfarrer und hole mir einen Katechismus", entschloß er sich, und stand auf.

* * *

Pfarrer Markus hatte Besuch. Bernardo war da und die anderen fünf Männer von gestern. Sie saßen in der großen Wohnstube des Pfarrhauses, weil es dort mehr Stühle gab als im Studierstübchen.

„Die Sache wird ernst, Herr Pfarrer", meinte Bernardo. „Heute wurden zwei Regierungsbeamte und Herr Marcatos von den „Ouremer Nachrichten" von Jose mit Steinen beworfen und mit einem Knüppel geschlagen. Die Herren machten eine Spazierfahrt übers Land. Jose griff sie ohne Grund an, sagte, hier, am Gnadenort, habe niemand etwas zu suchen. Man wird Klage dieser Sache wegen einreichen, Klage nicht nur gegen Jose, aber gegen Fatima."

Pfarrer Markus hörte sich die Sache ernst an.

„Seid Ihr sicher, Bernardo, daß Jose die Herren angegriffen hat?"

„Ich habe keinen Grund, ihnen nicht zu glauben. Sie waren alle drei bei mir. Sie sagten, sie seien nicht gekommen um zu protestieren, sondern um mir mitzuteilen, daß sie Klage gegen Fatima führen werden."

„Ich möchte einmal selbst mit den Herren reden", meinte Herr Markus. „Morgen früh gehe ich nach Ourem."

„Das können Sie tun, Herr Pfarrer. Die Erscheinungsgeschichten müssen Sie aber zum Abschluß bringen. Gestern Abend waren wir schon hier, um mit Ihnen darüber zu sprechen. Die Leute sind sehr unruhig. Sie werden sehen, Herr Pfarrer, daß am dreizehnten Juli ein wahrer Volksauflauf im Irenental sein wird. Das wird politisch. Und dann: Denken Sie auch an die Felder. Man wird unseren Leuten dort alles zertreten. Weiß Gott, wir sind hier arm genug. Wir können uns unser Brot nicht einfach zertreten lassen, weil ein paar dumme Kinder gesagt haben, die Gottesmutter wolle am dreizehnten herkommen."

„Was soll ich denn tun? Soll ich die Leute abhalten?", fragte Pfarrer Markus nervös.

„Predigen Sie am Sonntag und verbieten Sie den Leuten, am dreizehnten ins Irenental zu gehen. Verbieten Sie es ihnen streng."

„Das wird nichts nützen, Bernardo", meinte Pfarrer Markus besorgt. „Wer kann im Handumdrehen etwas gegen die Volksmeinung tun? Ich weiß, daß die Leute erregter sind als wir es vielleicht ahnen. Erregten Menschen etwas beizubringen ist fast unmöglich."

„Davon kann ich ein Liedlein singen", mischte sich da einer der Mitbesucher ins Gespräch. „Manche Weiber hier in der Stadt könnten mich fressen. Vorige Woche habe ich mal etwas gesagt, jetzt schauen mich die Weiber an, als ob sie mir die Haare aus dem Kopf reißen möchten. Die sind schon ganz verrückt, und mit wütenden Weibern zu spielen ist kein Spaß."

„Ja, das wird noch böse enden, wenn Sie nicht auftreten, Herr Pfarrer", sprach ein Dritter. Wir sind hier, um Ihnen das zu sagen. Sie müssen es tun, ehe es zu spät wird."

Pfarrer Markus schaute sich seine Besucher an. Ihre Gesichter waren entschlossen.

„Seid Ihr hier, um die Sache mit mir zu besprechen, oder seid Ihr gekommen, um von mir zu fordern?", fragte Herr Markus mit ernster Stimme.

„Wir sind hier, das Wohl der Gemeinde zu schützen. Befehle wollen wir Ihnen nicht geben. Im Namen der Gemeinde fordern wir aber, daß Sie Stellung nehmen", antwortete Bernardo für alle.

„So . . ", meinte Pfarrer Markus. „So steht die Sache also."

Weiter sagte er nichts. Die Männer sprachen noch dieses und jenes, der Pfarrer jedoch blieb stumm. Er sagte nur noch „Gute Nacht", als die Männer sich von ihm verabschiedeten.

Es mußte schon lange nach Mitternacht gewesen sein. So empfand es Pfarrer Markus, als er sich plötzlich in seinem Bette aufrichtete.

Jemand klopfte da ans Fenster.

„Was ist denn das?", dachte Herr Markus verwundert. „Warum läuten die nicht an der Tür? Krankenfall?"

Da klopfte es wieder.

Herr Markus stand auf und ging ans Fenster.

Draußen stand Jose, der dem Priester unverständliche Zeichen gab.

Pfarrer Markus öffnete das Fenster:

„Was ist denn los, Jose? Was willst du zu dieser Stunde?"

„Pßt, Herr Pfarrer, nicht so laut", flüsterte der Vagabund. „Sie sind hinter mir her. Ich muß mich verstecken, und jetzt hab' ich verfluchten Hunger."

„Fluche nicht", flüsterte der Pfarrer. „Komm an die Tür, ich mache dir auf."

Pfarrer Markus ging an die Tür und ließ Jose ins Haus.

„Wer ist hinter dir her?", fragte er den Vagabunden, als er ihn bei sich in der Pfarrküche hatte.

„Heute Nachmittag waren paar Kerle aus Ourem da, von der Regierung, wissen Sie. Mit denen bin ich in Krach gekommen, weil sie die Kinder belästigen wollten, den Franz und die Mädel."

Herr Markus sagte vorerst nichts. Er ging an den Schrank, holte Brot, Butter, Käse und Milch, und stellte alles auf den Tisch.

„Das nutzt nicht viel, Herr Pfarrer. Ich muß mich hier sattessen und muß was für morgen mitnehmen. Die sperren mich ein, wenn sie mich fangen. Darum muß ich mich verstecken. Wenn ich Brot habe, dann können sie mich in Ewigkeit suchen."

Pfarrer Markus setzte sich hin.

„Iß erst einmal das. Jetzt erzähle, was denn heute Nachmittag los war."

Jose erzählte kauend. Der Pfarrer unterbrach ihn hier und da mit ein paar Fragen, und hatte so seine eigenen Gedanken. Dann holte er Brot und Fleisch, packte es in Papier, und gab es dem Landstreicher.

„Jetzt geh, Jose. Es ist spät. Mußt mir aber wissen lassen, wo du steckst, damit ich dir Brot schicken kann. Sonst fängst du mir wieder an zu stehlen. Sag' mir, wo du bist, und laß mich nur sorgen. Verhungern sollst du nicht. Und verraten werde ich dich auch nicht."

„Das weiß ich, Herr Pfarrer, daß Sie mich nicht verraten werden. Darum bin ich ja auch gekommen. Bringen Sie das Brot an dieselbe Stelle, wo Sie mich damals abends getroffen haben. Legen Sie es hinter den großen Stein, der auf der Nordseite des Weges liegt. Ich hole es mir. Wenn Sie keine Zeit haben, kann der Marto Franz es tun. Der sagt auch keinen Piepser, das weiß ich. Nun Gott bewahr', Herr Pfarrer. Und ein Dankschön."

Jose schlüpfte zur Tür hinaus und verschwand in der Dunkelheit.

Drei Tage später erhielt Herr Markus zwei Briefe. Der eine kam von Herrn Kanoniker Johannes Lima Vidal, dem Administrator des Patriarchats Lissabon, der des Pfarrer Markus kirchlicher Vorgesetzter war, der andere vom hochwürdigen Herrn Manuel.

Herr Johannes schrieb aus dem bischöflichen Palast, daß er den Brief des Pfarrers von Fatima erhalten und mit großem Interesse gelesen habe. Es sei alles ganz wahr, was der Pfarrer da schreibe, und auch ganz kirchlich. Ob man es aber auf die Kinder von Fatima und ihre sogenannten Erscheinungen anwenden könne, sei eine Frage, auf die er eher mit einem Nein als mit einem Ja antworten müsse. Der Pfarrer von Fatima solle sich aus der ganzen Sache vollständig heraushalten. Das Volk werde sich, so hoffe man in Lissabon. schon von selbst beruhigen.

Herr Pfarrer Markus seufzte auf. Es war dieser Seufzer ein Gemisch von Enttäuschung und von Erleichterung. Einerseits gefiel es ihm nicht ganz, daß die Antwort auf seinen langen Brief, in den er so viele seiner heiligsten und besten Gedanken gelegt, so kurz und geschäftlich Anweisungen gab. Man hätte doch wenigstens ein paar Sätze beifügen können, die auf seine Ausführungen über Religion und Leben eingingen. Andererseits freute Herr Markus sich aber. Nun hatte er keine Verantwortung mehr. Man hatte sie ihm abgenommen. Nun wird Lissabon zusehen müssen, wie es mit der Sache fertig wird. Pfarrer Markus wird sich abseits halten.

Pfarrer Markus öffnete den zweiten Bief. Herr Manuel schrieb sechs lange Seiten.

Je weiter Herr Markus las, um so aufmerksamer wurde er. Da stand geschrieben, daß ein gewisser Ludwig Futini, ein fünfundzwanzigjähriger Bursche italienischer Abstammung, bei Herrn Manuel gewesen sei und gesagt habe, er möchte die Rosa heiraten wollen. Er kenne sie schon seit vielen Jahren, habe sie immer gern gehabt, und er sei ihr auch sehr gut bekannt. Sie hätten früher sehr viel miteinander verkehrt.

Ludwig sei ein sehr guter junger Mann, schrieb Herr Manuel, und wohne in seiner Gemeinde. Er kenne Rosas Unglück und Sünde, sei aber immer noch bereit, sich mit dem gefallenen Mädchen zu verehelichen. Auch das Kind wolle er zu sich nehmen. Herr Manuel rate dieser Heirat aber vollständig ab. Seiner Ansicht nach könne nichts Gutes aus dieser Ehe werden. Wenigstens nicht für Ludwig. Der junge Mann sei sehr ernst und fleißig, habe ein gutes Einkommen und sehr angesehene Eltern. Rosa dagegen sei ein flitteriges Ding, dem das Leben garnicht ernst ist. Wenn man einen Buben lieb hat und dann mit einem anderen — wer weiß mit wem! — ein Kind in die Welt setze, gäbe man genügend Zeugnis von sich selbst.

Ludwig könne womöglich nach Fatima kommen, um mit Rosas Eltern und mit Herrn Markus zu sprechen. Hier sei seine, Herrn Manuels, Meinung, die ganz im Sinne des kanonischen Gesetzes stehe und gegen die wohl selbst Herr Markus nichts einzuwenden habe. Im Laufe der nächsten Wochen käme Herr Manuel wieder einmal zu Besuch.

(Fortsetzung folgt.)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

Mary and the New Order

By MAURICE GILBERT, O.M.I.

Men of goodwill everywhere long to see a new order established on earth. Surely the untold sacrifices of life and resources of the past few years shall not have been made in vain! But such is the mounting flood of social disorder of every kind, in every country and city, that we cannot but feel that the worst is yet in store for stricken mankind.

To be sure, there is no dearth of "experts" whose remedies for all the ills of society, national and international, din in our ears every day. They are confident that a brave new world is in the making. But their optimism sounds hollow and unconvincing. We know in our hearts that the breakdown of our civilization is too serious to respond to merely economic or political measures. The crisis goes deep into the mental and spiritual condition of man. He is too deranged and disorientated in his heart and soul for the cleverest and most technical planning to save him. He has lost his spiritual bearings.

The solution of this universal malady must be sought in the realm of spiritual realities. There only can man renew himself; there only can he become himself; there only can he discover in what the new order should consist if it is to bring him true peace and happiness.

Now more than ever is the time for Christians to show their true worth—to show by their lives wherein peace and freedom truly consist. It is the duty of each and every Christian to do his or her part in bringing about the new order. Each must trim the lamp of his faith so that it may shine in the gathering darkness for all the world to see.

The need is all the more urgent because of the false prophets who are lighting the beacon fires of hatred to draw large masses of people astray. Controlling powerful means and techniques of propaganda, they are able to practice enormous deceptions upon mankind. Fortunately the nations have brought the conflagration of Nazism under control. But, absorbed by the bitter and exhausting conflict, they have failed to perceive the rapid growth of yet another diabolical conspiracy against mankind. Atheistic Communism, under cover of seconding the efforts of democracies, has profited from the general confusion to seize governments and subvert public opinion. It is an enemy of Nazism only as a rival and competitor.

Vol. XV. August 1947 No. 11

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Father of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Subscription: $2.00 per year.

By the blustering "realism" of its power politics, it too is seeking to dominate the world.

Should we then be overcome with fear at the prospect which lies before us? Not a bit of it. We have the word of Christ Himself. "Have confidence," He has said, "I have vanquished the world." He means to extend and consolidate His conquest in and through every one of us. It is up to us therefore to see in what His victory consists, so that we may be victorious with Him and march on confidently to the new order of things which He has won for man.

This solidarity between Christ and ourselves was proclaimed in the very moment when our first parents were cowering in dread because of the disaster into which the arch-enemy of mankind had seduced them. The terms of the divine retaliation pronounced against the seducer, the devil, brought hope back to their souls: "I will put enmities between thee and the woman, and between thy seed and her seed; she shall crush thy head, and thou shalt lie in wait for her heel." These words gave rise to the long expectation of rescue cherished by afflicted man for thousands of years before the coming of the Redeemer. More than that, they contain the germ of the fruit of Christ's victory over the powers of darkness—the new order which we so ardently desire now.

Let us see how this is so. The heavenly proclamation speaks of a woman. Who is she? All Christian ages shout the answer—Mary! the mother of Christ, the new Eve and mother of a new humanity.

It was she at whose coming the devil suffered defeat. She was the dawn, heralding the rise of the Sun of Justice. That Light, which was to banish the darkness of paganism, sent out its rays in advance. They poured upon the Maiden in the moment of her conception. They inundated her soul from its first moment of being with such brilliant and refulgent innocence as to repel the Prince of Darkness as he lay in wait. He could do nothing to such dazzling purity to extinguish it. The stroke of his deadly serpent-fangs was forestalled. The virginal heel at which it was directed came down on the evil head and crushed it. The thing which the devil had feared since its foretelling had happened. It was the Immaculate Conception, Christ's initial and decisive victory.

Mary was preserved immaculate, ransomed in anticipation of the merit of the sacrifice of her Son-to-be. By the very fact, anarchy was overthrown. Our Lady came radiantly and victoriously into the world, a true Queen. Never for a moment had the devil any domination over her.

Now the same grace which rendered her soul immaculate at conception pours into our souls to render them immaculate at baptism. This grace comes from Christ through Mary. It is upon this grace, this divine life, that the new order is founded. But Mary is the model, the shining example of it. Only in imitating her, our Mother, can we be as Christ wants us to be. Only thus can we provide an example to the world of the order which it seeks. We must seek to be like her—immaculate. We must seek to be like her—invulnerable to evil. We must seek to be like her—all-pleasing to God.

Is this possible for the ordinary Christian? Let us think again. It was in creating the soul of Mary immaculate that the Word of God gained a foothold in the world, a port of entry for His invasion on the earth. His further victories as He reconquers mankind for God are simply the extension and exploitation of this initial and overwhelming advantage over the enemy. The Immaculate Conception henceforward becomes as a gleaming citadel, a "Tower of Ivory"—a base from which He operates, winning our souls for His Kingdom.

How effectively, through Mary, He ensures His victory over each one of us. He made her Mother of us all. He decreed that she conceive us all in her spiritual throes at the foot of the Cross upon which He hung. He turned her fullness of grace into a great maternal love for mankind. From then on, she would not merely plead for her people, the race of man, before the Divine throne. She would plead for them all as her own children.

It is to Mary Immaculate that we must go in this dark hour. She is the source and model of all order, and of all peace. If man would be at peace with God, to whom can he look for an ambassador save Mary, who never for a moment was displeasing to her Creator—she who was ever "full of grace"? If man would have peace with his fellowmen, who can inspire and engender such a peace except her who loves all men as their Mother, and at whose pleading the most stubborn hatreds must subside? If man would have that interior peace within himself, whereby his passions will keep their lawful place, who can obtain it for him save her whose every moment was perfectly conformed to the Divine Will?

When we have sought and prayed for the new order and peace from their unique fountainhead, the Immaculate Conception, then may we confidently expect to solve the myriad economic, political, social and international problems of today. For this is the powerful and merciful way that Christ has chosen to extend His victory in all domains.

Our Lady has confirmed all this herself. When she appeared at Lourdes in 1858, she announced herself as the Immaculate Conception. Thus she proclaimed herself as the antithesis of anarchy and rebellion against the Divine Will, and as the

Man of the Roads

by Donal O'Cahill

"Forty shillings or a month in gaol," said the magistrate severely. "And if the defendent comes before me again I shall let him have the full rigour of the law."

Patcheen Cawley's face shrivelled into sullenness, but only for an instant. Turning quickly in the dock, he looked into the body of the court and his eye rested on Mane. She was pushing forward awkwardly through the crowd, nodding excitedly at her uplifted hand. A look of relief spread over Patcheen's face and, wheeling suddenly, he beamed at the magistrate.

"Thank yer honour—thank ye! An' may the Lord spare ye!" he said hastily. "An' ye'll never see me here ag'in. Never, yer honour. 'Pon me solemn oath!"

There was considerable commotion as Mane Cawley climbed up the steps to the bench and coin jingled when she passed a fistful of silver to the clerk of the court. Subdued laughter greeted the announcement of a deficit which a young attorney made good. The magistrate smiled. And thus ended a little episode that had begun a week earlier over a drop of drink and a slighting remark on a Kerry blue he once owned. Patcheen Cawley grabbed his ash-plant from a policeman, stuck on prematurely his bottle-green hat and, waving his hand, made for the door.

It had been a near thing for Patcheen—and he knew it. He'd have to watch himself now and no mistake, he warned himself, solemnly. Of course, he could take a drink or two, like any man, provided he had the money; but he'd have to stop at that, at least for the few days he'd be around here, and not give Malachy Brannigan the chance of showing his teeth again.

The fact that he had escaped a month in gaol didn't trouble Patcheen in the least. Gaol had no terrors for Patcheen. As things were, he had more than a working knowledge of most gaols of Munster and in those of Cork and Tralee he would be quite at home. Without stopping to think, he could give you the number of nuts and bolts in the cell doors of these places, the number of diamond panes in the lights, and the number of steps a man had to take for the length and breadth of the cell. What bothered Patcheen was that, after tramping every foot of the way from Waterford, the week before, to be in time, all because of the drink he had almost missed Puck Fair. And, to Patcheen, that would be a major catastrophe—a calamity for which he could find no word. Not once in his life had Patcheen missed Puck Fair. Only death or gaol could keep him from it. In his forty years' roading, wherever he had been, the end of July would find him putting his face to the south and, in the run of that time, the dust of every road in Munster had risen to his feet on his way to Kerry.

Puck meant much to Patcheen. There he would be in his element; there he would have a

---

Queen about whom all men who love peace and order can rally. The Church had already raised the banner of the Immaculate Conception by the dogmatic declaration of 1854. These then are the dispositions that Christ, our Captain, has made to repel the fierce modern assaults of the Devil.

Now with the growing chaos and disorder of the present century, and especially in the face of the new menace to come from the Communist Revolution, Mary again appeared to appeal to us to reform our lives and our ranks, and to repose our faith in her Immaculate Heart. "The war is going to end," she declared at Fatima in Portugal in the year 1917, "but if people do not cease to offend God, in a short time, under the reign of the next Pontiff, another and more terrible war will commence. To avoid this, I ask for the consecration of the world to my Immaculate Heart and Communion in reparation on the first Saturday of each month. If my requests are heard, Russia will be converted and there will be peace. Otherwise, great errors will be spread throughout the world, giving rise to wars and persecutions against the Church. The good will suffer martyrdom, and the Holy Father will have to suffer much. Different nations will be destroyed, but in the end, my Immaculate Heart will triumph."

It lies within our power, with God's grace, to spread that triumph. The new order of peace and justice which Mary promises will come when the holiness of our lives, the light of our example and the fervor of our prayers merit it—and no sooner. We can do mankind no greater service than to help prepare the world for the fulfillment of that promise by our unswerving devotion to the Immaculate Conception. Mary's promise at Fatima is more than a prophecy. It is also a challenge to every Catholic, a test of our faith and our love.

status, a prominence, denied him during the rest of the year. And for that brief space, Patcheen would no longer be a tinker, vagabond, man of the roads, but Cawley, the man who knew an animal when he saw one and could price him at a glance. There, with his stick under his arm and the hat on the side of his head, Patcheen, conscious of his power, would swagger through the fair. And strong farmers from all over Kerry and buyers from the four corners of Ireland, vieing with each other for his advice, would take him aside and whisper with him, and on his least word would hang the making or the breaking of a deal. And for the three days and three nights of the fair Patcheen would have the handling of money, as much food as a man could get to eat, and lashings of drink. "I'll have to go aisy with the drink," he told himself again, and in high spirits Patcheen stepped into the hall—and came face to face with Sergeant Brannigan.

Brannigan—a big, florid man with a "bad" eye—had no love for Patcheen. People said 'twas how he had once given the Sergeant a clout of the stick and that he had never forgotten it. Whatever it was, he went out of his way to be hard on Patcheen. On getting the least inkling that he was in the neighborhood, he would ferret him out and follow him from place to place, never letting him do a hand's stir, and in the end he would either hunt Patcheen from the town or lug him to the barracks. Only that morning, knowing well that Patcheen's heart was set on Puck Fair, he had sworn his hardest against him, trying to give him gaol. But Patcheen had the laugh on him now!

The Sergeant couldn't help showing his chagrin when he saw Patcheen. He scowled down at him. "We'll meet again, Cawley," he said, menacingly.

That riled Patcheen. His lips peeled in anger and bitter words rose to his tongue, but he choked them back. The Sergeant had the power behind him—and Puck Fair was only three days off. Instead, Patcheen smiled up at him, a mischievous light in his eye, and starting to whistle, he passed on. At the outer door he pulled up, suddenly. He'd wait for Mane, 'twas the least he could do, he thought. And then, just as suddenly, and as if he had decided to put as much distance as possible between himself and Brannigan, he cleared the steps and trotted across the railed-in space out into the street.

It was market day in Kilavurney and there was a scatter of people about. Here and there, sheltering from the blazing August sun, groups of men stood in the coolth of high walls or squatted under the copings of the courthouse railings. From the courthouse gate to the church—a hundred yards or so—donkey-carts cluttered up the roadway, impedeing what little traffic there was. In each cart a shawled woman, standing or kneeling by a churn, measured out milk to her knot of noisy customers. At either side of the road, along the kerbs, horse-rails and donkey-rails of turf—all capped with stuffed haybags fastened by sugans—had lined up, their back shafts needling over the flags. Prospective buyers, hiding their intentions behind a show of casualness, inspected them with critical eyes. As if buying were the last thought in their heads, they would stroll from rail to rail, stopping now and then to handle the turf. Then, having lightly asked the price, they would turn away, passing some disparaging remark. "Four shillings for that oul' heap o' ciarawns! Is it a grissit you think we have?" or "Is it takin's lafe o' your sinses you are—you'd hafta give us that much to take the brus away."

Patcheen eyed the scene without interest. He hadn't much regard for people who spent their time tucking with turf or potatoes or sour milk and who never went a step beyond the nearest town. Now, if only they happened to be selling horses it would be a different story, Patcheen told himself. Even if he had no call to interfere he couldn't help but be in the middle of them. He would surely be running his hand along the horse's withers, or feeling the fetlocks, or throwing a knowing look at the mouth, or maybe he'd be lepping up itself and putting the animal through his paces in front of the crowd. Or even if 'twas a dog they were swopping, he was the man to tell them something—for Patcheen Cawley was a judge of anything that stood on four legs. The country-people swore he knew more about horses than a college of vets, and nobody disputed his strange power over dogs. All he had to do, it

WISH

I wish I had seen God create the world!
Rolling the sun with His warming hand,
Pinching the stars, and flinging them through space,
Thumbing the earth to make the sea and land.
He must have smiled, and called His day's work, good.
When finally he gazed upon the whole,
And as the supreme gift to mean mankind
Breathed in mortal clay a living soul.

—Rosa Zagnoni Marinoni

was whispered, was to whistle a certain call and all the dogs in the country would be at his heels.

Patcheen shook his head and turned away. Suddenly he felt warm. Sweat was dropping from him. Removing his hat, he wiped his forehead with his sleeve. Soon, wondering what could be keeping Mane, he strolled back to the courthouse gate and sat on the coping of the wall. At the far side of the street three men came out of a public-house. One of them ran his hand across his mouth. Patcheen tugged at his red woollen scarf and spat out noisily. Then, suddenly, he became conscious of a gnawing thirst. He remembered he hadn't touched a bite since early morning when they gave him watery tea and a cut of bread at the barracks. As for a drink of stout—he hadn't tasted the like for a whole week. He hadn't a brown ha'penny now and that only made matters worse. His throat dried and roughened until it felt like a choked flue. If he could have only one drink, he thought; just one—and no more.

Wondering what was keeping Mane, Patcheen stood up and hitched his trousers. Then he coughed drily and spat out again. Mane would find some few pence surely, he assured himself, and his mind went back to the fine. "Forty shillings," he said audibly. "There's a deal of counting in forty shillings," and he began to think of the way Mane had gathered most of that sum. Many's the road she had put from her, he supposed, and many's the ditch she had climbed, scraping together the few things she could sell. Well enough he knew how she had done it! It would be a stone of potatoes in this farmhouse and a stone in that, and a few turnips in the next—and often enough, maybe, the sour look and the hard word. And then after trudging here and there, in whatever weather came, she'd have to shoulder them to town, sort them out, and hawk them from door to door. Patcheen's mouth twisted in bitterness and he hit the wall a welt of his ashplant. "Bad luck may melt him anyway," he said, throwing a look at the courthouse.

He was on the point of returning to the courthouse when Mane came out. She ran down the steps, an angle of shawl streeling behind her, and made towards him. Mane never hid anything from Patcheen. He had his faults, of course, plenty of them, as she well knew—there was a wild strain in the Cawleys! But in all their thirty odd years together he had never as much as lifted a hand to her, unlike the men of his kind. The worst he ever did was to give her a lash of his tongue and that same only when he had drink taken and something had crossed him. Mane liked him for that. She was proud of him too. She couldn't help picking pride out of the knowing way he had with all kinds of animals and, though she wasn't a woman for trouble herself, she was proud of the way he could fight his corner when the time came.

"That's what kept me," she said, lifting her hand as she drew near. "A constable gave it to me —the Lord spare him the health!"

Patcheen's face brightened. In the hollow of her hand were a bright half-crown and a sixpence. Patcheen took the half-crown.

" 'Twill save me life!" he said, spitting on the coin and making to go. Mane gripped his arm and looked at him. She was about to speak but he didn't give her a chance.

"All right, woman—all right!" he said. "Only a glass or so—an' no more. There's the divil of a drought on me, I tell you."

Mane released her hold. "Remember what he said," she warned him, looking at the courthouse.

"He won't get the chance, I tell you," snarled Patcheen over his shoulder and, nimble as a mountain goat, he took the middle of the road and made for Haley's.

Jamesy Haley's public-house was a small, ill-kept place with a shaby front, at the northern end of the town. Most of Jamesy's business was done after hours and Sunday was his busiest day. On that day Jamesy could be seen running in and out, like a shuttle-cock, for he had to keep an eye on the police as well as on the customers. Still, Jamesy had a good heart and wasn't above doing a turn for a man if it came his way. He knew Patcheen and his kinsmen well and often gave them the helping hand. If they wanted a letter written, which was seldom enough, they would turn to Jamesy; or if they were putting something by for a new car or butt or the like 'tis he would have to keep their savings. Signs on, they were among the best customers and whenever they happened to be in the neighborhood and had a shilling

---

QUEER WORLD

Controverting the well known proverb that you can't make a silk purse out of a sow's ear, Dr. Arthur D. Little, of Boston, rendered 100 pounds of sows' ears and produced a silk thread suitable for spinning. After which, on a hand loom, he successfully wove a purse, complete with a tassel. So there!

FIGURES that will flatten you: A light year represents, roughly 6,000,000,000,000 miles. And the 100-inch telescope on Mt. Wilson enables the astronomers to look 500,000,000 light years out into space. So we'd only bewilder you to note how far that 200-inch lens, which has just cooled off at the Corning, N.Y., glass works, will enable man to peer into the universe.

to spend, 'twas to Haley's they'd go.

Jamesy was trying to put a half-tierce on a stool when Patcheen walked in. The barrel was standing on its end, try as he might, Jamesy couldn't get a grip on it.

"Lave it to me, Jamesy," said Patcheen, elbowing him aside. "Lave it to me! I'll have it up in three shakes of a lamb's tail."

Jamesy stood aside and let Patcheen at it. First of all, Patcheen knocked it on its side and, stooping over it, measured the distance with his eye. Then he took hold of the ends and, with a nice show of judgment, jerked it upright on the stool without as much as turning a hair.

"Sound man, Patcheen!" said Jamesy admiringly and, going behind the counter, he filled up a frothy pint of stout. "Take this," he said, placing it in front of Patcheen.

Patcheen loosened his scarf and, taking his glass, held it for a moment between him and the light. Then, putting it to his head, he savoured a mouthful and drank—and when he lowered the glass it was drained dry.

"Long life to ye, Jamesy!" said Patcheen, placing the glass on the counter. "The same ag-'in," and after fumbling in his waistcoat pocket he threw down his half-crown.

The second glass was filled and he drank it with the same relish. He had the devil's own thirst entirely, he told himself. What he would have done without a few drinks on such a day, he didn't know. Then Jamesy and himself started talking about Puck Fair and he called a third—and a fourth . He got boastful then. He was a "sound man" and he feared nobody! Was there anyone there that wanted to deny it? Jamesy himself had said he was a "sound man"—wasn't that a fact? Wasn't it? He was half way in the fourth glass when he felt his senses slipping from him. Then he remembered Mane and some promise he had made. He stood against the counter and braced himself to keep off the stupor that was coming over him, but he gave in after a while. His speech became thick and his legs got unsteady. It came into his mind then that he had insulted Jamesy. He became apologetic—he wouldn't hurt a hair on his head for a butt of gold, he told him. He was trying to shake hands with Jamesy when his stick fell and he spilled some stout. After a while he missed the stick and turned to Jamesy.

"Where's my ash-plant, Jamesy Haley?" he asked roughly. Jamesy pointed it out and told him have sense. After much difficulty he picked it up and, walking unsteadily to a barrel near the wall, he sat down and put his glass on the floor. In a short time he began to sing. Jamesy told him to shut up but he paid no heed.

I am a rollicking rover man
The finest ever see—

He was bawling at the top of his voice, and Jamesy was threatening to throw him out, when a man pulled up at the door with a jennet and butt. It was a blue butt with red shafts and there was a horse roped to the back. When Patcheen saw the horse he stopped singing and finished his drink. He was putting the glass on the floor when the owner walked in. He was a tall man with foxy stubble and a scar over his right eye. He carried a rough-handled whip under his arm. The moment he saw Patcheen he drew back; then, letting his face go into a half-smile, he went over to him.

"Patcheen Cawley — or I'm a gonner! Am I right or am I wrong?" he asked and then, as if there could be no doubt at all, he bent down and patted Patcheen's shoulder in a friendly way.

Patcheen angled his head and looked up. "Right y'are, me hearty—right y'are!" he said, trying to keep his eyes steady. "An' who's yerself?"

The newcomer turned on his heel. Stepping up to the counter, he ordered two pints of stout. Patcheen straightened himself on the barrel with an effort and pushed the hat back on his head. Jamesy put the drinks on the counter and the man handed one to Patcheen.

"Here," he said. "Wet your whistle." Then, raising his own,

A Prayer for Priests . . .

Hail Mother Mary, full of Grace,
Send us priests for every race,
Zealous, holy, and Christ-like Fathers,
Whose joy is to save souls of others.

Priests who seek only Thy Son's glory,
In His name, forgive sins, if we are sorry,
And prepare us to receive our Eternal Guest,
Do thou send laborers into His harvest.

Help the Missionaries of foreign lands,
Shower them with blessings from thy hands,
Their works and sacrifices are never known,
Only to God upon the Throne.

Most glorious Mother, Star of the Sea,
Accept this little prayer from me,
Protect me from sin, temptation's power,
Make me a missionary like the Little Flower.

—V. Schwietz

he gave a toast. "The salmon's health to you, Patcheen Cawley," he said. "A sound heart an' a wet gob!"

He was about to take his drink when Patcheen, glass in hand, stood up. The stranger buried his nose in his pint when Patcheen drew near and eyed him keenly. Then Jamesy Haley's shop and all about it went from Patcheen's eyes and his dulled mind groped back to the day six years before when he was trying to sell a horse at the fair at Ballinasloe. 'Twas a biting winters day. A mile or so outside the town. Mane was sick —dying for all he knew—and he wanted the money sorely. He had asked ten pounds and was getting eight when a man comes up and upsets the deal. He was a lanky man with foxy beard and a scar over the right eye . .

A coldness crept into Patcheen's eye, his lips tightened and he turned pale. Suddenly Jamesy shouted. Patcheen's glass whirled at the stranger's head, the stout spraying brownly over his face. Glass crashed as he closed in on him, grabbing his throat, and then, with snarled oaths and a whirl of sticks, they swayed from side to side and fell heavily to the ground. Patcheen was on top. Shielding himself with his elebow, he tore the whip from the stranger's grasp and broke it in two. With fire in his eyes, he dug his knee into the stranger's stomach and drove down at him furiously. A left swing drew blood and closed the stranger's right eye. "Take that!" yelled Patcheen. The stupor was wearing off in the excitement and he was getting control of his limbs. He was hitting right and left when Jamesy scrambled over the counter and snatched his stick. Swearing up at him, Patcheen reached wildly to recover it and left himself open. It was the stranger's chance. With a frantic effort he hurled from under Patcheen and, without losing a second, struck at his jaw and put him sprawling on his face. Patcheen reeled over. A splinter of glass gashed his cheek and the blood blinded him. Jamesy tried to break them apart. He called at Patcheen to have sense, but 'twas no use. Grinding his teeth, Patcheen wormed on to his back and lashed out blindly but the stranger dodged the blows and pinned him to the floor. Then, gripping Patcheen's cravat, he rammed his thumbs at the windpipe till Patcheen's eyes rolled and his tongue hung loose. The stranger felt sure of himself now. He'd show Patcheen! With a yell, he jerked Patcheen's head upward, then banged it back on the stone floor. Drawn by the commotion, a crowd gathered round the door. They elbowed each other and surged in. Once more the stranger lifted Patcheen's head.

"What'll you do now, Patcheen?" he yelled, and banged it down again.

Half dead as he was, sight of the crowd gave new life to Patcheen. And there were faces there that he knew.

"I'll show ye!" he gasped, through lips thick with spittle and blood. "I'll show ye!" and he kicked and wriggled and heaved till he freed his right leg from under the others' knee. Then, with a desperate effort, he brought it over the stranger's shoulder and jammed it into his face, kicking out and down till his head crashed backwards to the floor. Patcheen was at his throat in a flash. But there was little need. The stranger's hands fell limply to his side and his legs forked wide. With a groan his eyes closed.

"That's what I'll do, Ward!" snarled Patcheen, shaking him. "Ye yalla breed o' horse thieves! An' if ye as much as put a foot near Puck Fair—" he was threatening when the crowd gave way and Sergeant Brannigan, followed by two constables, walked in. Brannigan was smiling. He took Patcheen by the coat-collar and dragged him to his feet. The constables raised Ward.

"If you're coming to Puck Fair, Mr. Cawley," said the Sergeant, his mouth twisted with sarcasm, "you'd better start. You'll be in time for the one next year."

They had turned off the High Street when Mane came out of a house. She had an old pair of trousers in her hand.

"Patcheen Cawley's goin' to the barracks," a boy cried. "An he's all cut."

Mane's heart dropped in her, like lead. With gaping mouth she wheeled around. Then tears came to her eyes and, her shawl streeling, she ran after the crowd.

"Ah wisha, wisha!" she sobbed. "Isn't he the misfortunate man!"

Irishisms

An Irishman, accused of being drunk, protested that he was sober, whereat his companion retorted: "If ye was sober, ye'd have the sinse to know ye was dhrunk."

—W. H. Hudson, "Land's End."

I never saw a man with one short leg, but that the other one was longer.

"I would go to war willingly," said an Irishman, "if I were compelled to go."

A voice on the telephone was overheard to say: "I can hear you until you begin to talk, then I cannot understand a word you say."

Quick as a Wink— By EUGENE A. CULLINAN —

"Well, don't blame me!" boomed the indignant voice of Captain Hagan. "I'm not a gossip! You've brought the publicity on yourself! Do I ask you to do things that seem utterly impossible?"

Brother Sebastian vigorously waved his cigar.

"I'm not blaming you for anything!" he insisted. "I'm not blaming anyone! I'm annoyed, that's all. I took it as a huge joke when Father Dominic told me that a young lady had asked him if I was the seventh son of a seventh son. But—when my own sister, a nun in a convent two hundred miles from here, receives a letter strongly insinuating that I possess supernatural powers, things are going entirely too far!

"I dare say you remember one Hallowe'en night a good many years ago, when all Briarton stood aghast at the sight of a grinning skeleton climbing up and down the courthouse flag pole. Folks were used to finding gates missing, and discovering buggies on the roofs of barns where they did not belong, but this was something new. A large number of sleepy people turned out of warm beds to witness the grizzly spectacle, and by the time the firemen reached the roof of the courthouse, the skeleton had disappeared. It had wiggled up the pole and vanished into thin air.

"The next day, when Brother Gregory took me aside and described how you and I had constructed the skeleton—how we had operated it, and made it disappear, I was convinced that he possessed supernatural powers, but there was nothing miraculous about his shrewd deductions. Some time later I learned that, before taking his vows, he had been a professional magician!"

The Brother smiled. "How pitifully crude our masterpiece must have seemed in his eyes! Can you imagine what would have happened to us, had he divulged our secret? To this very day, there are but three persons who can explain the dark mystery, which, for various reasons, is better left unsolved.

"Bah! Must I be considered remarkable because I have managed to straighten out a few complicated situations? I'm just like thousands of other normal men who have, by the grace of God, embraced the religious life and devoted themselves to teaching, and I love my work. Is there anything very remarkable in that?"

The captain chuckled. "There is something remarkable in that!" he declared. "About thirty-five years ago, you were determined to be a deep sea diver; Father Dominic's fond ambition was to be a railroad engineer, and I was all set to be a circus acrobat!"

"We're not the only ones who did a turnabout," laughed the Brother. "My sister Helen considered herself a second Sarah Bernhardt, and now she's in a convent. Tom Merit dreamed of being a great prize-fighter, only to change his mind and become a famous surgeon. Folks shook their heads and predicted a bad end for Walter Briggs. Being mayor of Briarton and president of a bank isn't such a bad end—to my mind."

The Brother's face grew thoughtful. "I doubt that the boys of today have as much fun as we did," he sighed. "Conditions change so rapidly. We wake up of a morning to find that orchards and fields have been made into city streets during the night.

"I love my boys. Certainly, I'm entitled to their respect, but even respect can be carried too far. I enjoy their complete confidence at all times, and I'm judge and jury in every case, whether the problem involves sports, class work, or minstrel shows.

"When I stumble accidently on a practice game, I'm hailed with shouts of welcome. In vacation time, I'm handed a bat, and urged to demonstrate the way I used to knock out 'homers.' In the football season, I'm forced to repeat the plays that made stars of Hagan and O'Brien.

"At such times I thrill at being young 'Red' O'Brien again for a few minutes. But—what would happen if these rumors of supernatural powers reached the ears of my pals? I shudder at the picture of those hilarious youngsters standing awed and speechless at my approach.

"I won't have it! Jim, I give you my word that, from now on, I'm determined to mind my own business. I'll not make one move or utter a single word that could possibly be misconstrued! Mind you, not a single word!"

The captain grinned. "A miracle would be necessary to make those kids afraid of you," he declared. "I know that my tribe forget I exist when you're around. Really, I should be jealous. Oh, forget the silly rumors! You're worrying over nothing. Let's concentrate on our vacation trip."

For some time they sat at the open window, their conversation dealing with fishing tackle, cooking utensils, first aid necessities, and general equipment. The cool shade of the striped awning was refreshing, as the day was unusually warm for mid-June. The grass of the lawn was too pale in color; it looked

parched and undernourished, apparently deriving little benefit from the feeble mist of a revolving spray.

A heavy cloud temporarily obscured the sun, and a slight breeze rustled the leaves of the trees.

"The lawn needs a good, steady rain," the Brother observed.

"If I'm any judge, there'll be plenty of rain before night," predicted the captain, stifling a yawn.

Conversation lagged, and finally ceased, and the friends sat in silence, their thoughts centered on blue hills, green valleys, rippling brooks, and shimmering lakes, both eagerly anticipating the splendor of wide open fields and cool, fragrant forests. Below the window, two bees drifted lazily about the flower bed, as though they, too, felt the drowsiness in the warm air, and a butterfly fluttered in an aimless circle. A squirrel made his way up the bole of a near-by maple, stopped, stared impudently at the men in the window, then scurried up among the higher branches, followed by two pairs of sleepy eyes.

Suddenly an old man appeared from around the corner of the building. His tanned, wrinkled face was set in a fierce scowl, and he was perspiring freely. Behind him wobbled a squeeky wooden wagon, made of a soap box and four discarded perambulator wheels, which he pulled with one hand. At short intervals he would mutter to himself and yank the wagon viciously, causing the few gardening implements it contained to rattle noisily.

Brother Sebastian greeted the old man with a wave of his hand and a smile.

"Hello, Peter! How are you?" he called.

Peter touched his hat respectfully. "Thank ye, Brother Sebastian, but I'm not well at all, in mind or body. 'Tis me nobility of soul that keeps me on me feet, for me troubles would break the back of an elephant. Besides, I'm meltin' away, I am. This lawn is hotter than a blast furnace!"

The Brother grinned. "Come on in and rest a minute," he invited. "You'll feel much better after a glass of this iced tea I made."

Peter stepped away from the wagon as though it were a cobra. "I'll be there as quick as a wink!" he stated, heading for the side door of the office.

Captain Hagan frowned and pursed his lips. "I'm afraid you've started something," he said.

"What could I start?" asked the Brother. "He's just a simple hearted old soul. The least I can do is offer him a little rest and refreshment."

Peter came in and accepted a chair. He took a sip of tea and smacked his lips in appreciation. Then, noting the cigars of his companions, he drew forth an ancient clay pipe, blackened and battered by long years of hard use. He was in the act of filling it, when the captain made a grimance and produced a cigar. Peter accepted the cigar and a light, reluctantly pocketing the pipe.

The old man took another sip of tea. It seemed to add to his general sadness, for he emitted a long, deep sigh.

" 'Twould be a miracle could a man chase worry from his mind as easy as he can chase dryness from his throat!" he moaned. "Ah, little did I know me old age would be such a calamity! Things have gone from bad to worse entirely, what with so many Jews on every side!"

Obviously surprised by the sudden and unfavorable reference to Jews, Brother Sebastian sat bolt upright and looked meaningly at the captain.

"Jim, my very recent resolution binds me to silence. Therefore, I think it is up to you, as a former marine, to take the situation in had."

Captain Hagan grinned. "I'll do my best," he promised, and turned to Peter.

"Just what have the Jews got to do with your thirst and state of mind?" he asked, expecting the old man to say "never mind'" and change the subject.

But Peter was in a nasty frame of mind. "Jews has ruined me life, that's what!" he snapped. " 'Tis not only meself they've made miserable, but lots of men I can tell about. Take for instance Joel Jooks, the play writin' feller that lives out on

CACTUS FLOWER

Her sisters frail in pink or blue
Could not survive the sun.
They dropped beneath its wilting rays
When life had just begun.

Nor could the forests, tough and green,
Withstand the hot, dry air.
The great trees fell, disclosing cliffs
Triumphant, rising there.

But yet a plant of vivid life
Took root upon the stone
And grew high on the rugged rocks
Against the sky, alone.

From there this desert amazon
Surveys her wastelands won,
A wild and thorny brilliant thing
Unconquered by the sun.

—Mary Estelle Daunoy

Oak Avenoo. A Jewish theater feller swindled him out of the first stage play he ever wrote.

"Ye see, Joel took his play down to this feller in Noo York. The feller looked at it, and said he didn't like it. 'Was it changed around a whole lot, maybe I could use it," says he, 'but I don't think so.'

"But Joel kept after him for nigh on a month, and in the end he offered five hundred dollars for the play. Quick as a wink, Joel jumped at the offer and signed a receipt for the money.

"Well, after he got the play, quick as a wink the feller changed it all around and added a lot more to it! Later on, he made plenty of money out of it; but when Joel went back to him demandin' more money, not a cent could he get out of the crook."

The captain shot an appealing look toward his friend, but the Brother was deeply interested in something outside the window. There was nothing to do but go it alone.

"That producer was no crook!" Hagen declared. "He paid five hundred dollars for the play, and he ran the risk of losing many times that amount if it proved a failure. Look here!" he commanded, calling attention to his expensive wrist watch. "Just suppose that I called at your house day after day, begging you to make me an offer for this watch. Let's say that you offered five dollars, and I agreed to that price. What would you think if I came around later, demanding more money and calling you a crook? Regardless of a man's creed, color, or race, business is business. You and Joel Jooks should both have better sense."

The captain's words had no effect on Peter. He favored the officer with a look closely akin to contempt.

"I suppose ye know Sam Cohen?" he sneered. "Do ye know what he did to me son Thomas?"

The Newly Baptized Indian

After his haptism the Indian heard the voice of the Great Spirit telling him to bring his knife to the mission and give it for the service of God. The Indian made excuses to the Great Spirit, telling him that he needed the knife for hunting; but the "voice" was insistent, and finally the Indian submitted and brought the knife to the Missionary.

Then the voice of the Great Spirit said to him: "Indian, bring me your pony," then again: "Bring me your blanket" and finally he was asked to give himself.

Kneeling at the foot of the altar at the Mission, the Indian consecrated himself to God. Then he heard the Holy Voice again, saying to him: "Now you are MINE. Take MY knife, take MY pony and take MY blanket."

The joy of the Indian was already great because he belonged to God, and now he was much more consoled because God gave him all he needed back again.

By "A Voice from the Prairies of Canada."

Hagan's face grew very red. "I've known Sam Cohen since I was a boy!" he growled. "Sam is a conscientious, hard working, loyal citizen, and I can't imagine him harming your son Thomas or anyone else! Did Thomas try to sell Sam a play?"

Brother Sebastian was still gazing at something outdoors. At times his broad shoulders heaved slightly, suggesting a mild attack of hiccoughs.

Peter waxed indignant. "Go ahead, poke fun at me!" he whined. "All me life I've been insulted and abused. I suppose I should be used to it, now that I'm old and sick and feeble. Go ahead—I have no pride left in me!"

The captain refrained from answering. He failed to see where Peter was abused. As long as he could remember, the man had been well provided for by the Brothers. True, his salary as assistant gardiner was a modest one; but his work was light, and he went about it in his own way. During the cold weather he had practically no duties to perform, and merely puttered around, more of a hindrance than a help.

The small, rent-free cottage occupied by Peter and his wife was equipped with every modern convenience, and a food shortage had never occurred. Like all other employees, the old couple were privileged to attend Mass in the chapel, which was located a scant hundred feet from the cottage.

Peter interpreted the captain's silence as a rude invitation to pack up his troubles and go. As a result, his anger increased.

"'I suppose ye'll tell me that Thomas is to blame for the furniture factory over in Crow's Point shuttin' down quick as a

wink!" he sputtered. "Why was he left idle nigh on two years and dependin' on me for his needs? Why? Because the Jew that owns the factory moved his business to Noo York. Crow's Point ain't big enough for the likes of him!

"Then along came Sam Cohen, who was me son's landlord. Every month he asked Thomas for the six months back rent he didn't have. Did he give the boy a chance to hunt some more for a job? No sir! Quick as a wink he got out unpossess papers and put Thomas, his wife, and young daughter out of house and home!"

"You're impossible!" roared the captain. "What has Sam's religion or race got to do with the case? I think he was more than generous! You forget that he invested good money in the property, and that he pays taxes, and must meet bills for plumbing, carpentry, painting, roofing, and other repairs, in addition to insurance. Did you expect him to make Thomas a present of the house? Peter, you're just a narrow-minded pessimist!"

Peter bristled. "Oh, I am, am I?" he barked. "Well, Thomas ain't narrer-minded, and he ain't and he won't hear a word against nobody. But what does it get him? Nothin' but misfortune!

"And what about his wife, eh? Kate is the soul of kindness. When Sarah Mead was laid up, Kate took care of her and the kids, and even cooked George Mead's meals for three months, and wouldn't take a cent for it. She likes to do such things.

"Ah, and what is Kate's reward? She gets kicked out of her home by Cohen and moves her family in on me, in a little house not half big enough for all of us. I have all I can do to feed two mouths, let alone five! Alas, all I can do is square me brave shoulders and carry on till I drop. There's no charity in this world—outside the dictionary!"

Brother Sebastian could stand no more. He whirled around from the window, and the irate expression on his naturally kindly face made Peter quail.

"Charity!" the Brother roared. "Peter, if I ever look for charity I'll make a wide detour around your heart! You don't know the meaning of the word! You call yourself a good Catholic — yet your heart is black with bigotry!

"Don't talk back! You've told me so often about your Catholic ancestry dating back to the ancient kings of Ireland, that I can repeat the tale word for word. You almost had me convinced that, at one time, the entire population of Ireland was composed of kings named Kelly!

"I suppose your bitter attitude toward Jews would change in a hurry, if a Jew came along and gave Thomas a job that included a completely furnished home, light, and food. Such a Jew might impress you favorably."

Peter, though fearful, was still defient.

"Yes," he admitted, "me opinion would change in such a case. Of course, such a thing could never be. Only a great miracle could make that happen!"

The Brother scowled. "Well, I hope such a thing happens—for the sake of Thomas and his little family!" he said fervently. "I hope it happens soon! I wish it would happen this very minute —while you're sitting here!"

At that instant the doorbell rang with a suddenness that made bothe the captain and the Brother jump. Peter seemed to shrink in his chair, a look of awe on his bronzed face. The Brother glanced at the officer in alarm, only to receive a knowing grin.

"I'm afraid you uttered that 'single word,'" Hagan remarked, springing to his feet. "I'll answer the bell. You're not in. Okay?"

The Brother waved him back. "No lies," he said simply, passing into the hall.

He soon returned, accompanied by a handsome, well dressed gentleman, whose features were decidedly Semetic.

"Captain Hagan!" exclaimed the newcomer.

"Judge Horowitz!" cried the captain, stepping forward to clasp the judge's outstretched hand. In panic, Peter rose and disappeared through the hall doorway, to be promptly forgotten.

(To be concluded next issue.)

The dead cannot ask for our prayers; therefore we should always pray for them.

Kindness is a language that even dumb animals understand.

There are two ways of not doing things: Being too busy or being too lazy.

Words that flame from the mouth in anger leave ashes of remorse for the morrow.

More quickly than a caterpillar crawling on its belly, grovelling on the ground and feeding on refuse can become a beautiful butterfly floating heaven-wards and sipping the nectar of flowers, can a sinner become a saint.

To Them is Given

by

James B. Sullivan, O.M.I., M.A.

In June the doors of the schools are closed. But for thousands of enthusiastic graduates this closing merely heralds the opening of the doors of life. Now at last the engineering student may build real bridges. Already the aspiring architect is able to see his mind's creation towering over New York's "Crossroads of the World." There is a sigh of regret for the dear, old Alma Mater days. But it is hardly more than a sigh. For life beckons: life, wide-horizoned and enigmatic, but also challenging and promising and even beautiful. Who knows? Perhaps, the pot of gold is at the end of the rainbow; perhaps, power and enduring fame.

So, I imagine, we might picture the average young American, more or less impatiently awaiting the close of Commencement Week with its ceremonies and its speeches. But in this country of ours there are more than two hundred schools wherein June presents a far different picture. Life beckons to these graduates also. But unless they be untrue to their ideals and their very reason for being, they must exclude from themselves every rosy prospect of gold or power or fame . For them, June means one thing: the finding of the Holy Grail.

According to the romancers of the Middle Ages, the chalice out of which our Lord partook of the Last Supper came into the possession of Joseph of Arimathea, who brought it to England. Here it remained in the keeping of his descendants, an object of pilgrimage and veneration for the whole world. But one of the descendants having proved unworthy, Heaven took the holy cup from the violation of his hands and hid it until one worthy of its possession should find it. To go in search of the Holy Grail was the ambition of the Knights of King Arthur.

Today in the United States almost eighteen thousand young men have set out on a quest to find the Holy Grail. And each June a certain number actually find it. For the bishop's hands are laid on their heads and the bishop's voice is raised in prayer. And immediately to each is given that indescribable power of changing an ordinary cup into a true Holy Grail which contains the Body and Blood of the Lord.

But this goal—the attainment of the Holy Grail that is the priesthood— is arrived at by the newly ordained only after a long quest that occupies at least seven years from the day they finished sophomore work in college. This quest is largely one of intense and comprehensive study. The Catholic Church accepts as a first principle the thesis that true religion must harmonize and complete all that is true, beautiful, and good in man's culture. Even as she has enlisted the supreme beauties of the world's painting, architecture, and music, for her ritual, so also in her, philosophy and science find a home where reason sits by the fire of religion. Hence those who speak in her name as priests must not only "speak what they know" in matter of faith. They must also be able to show how this faith perfects man in all that he is, enlarging his mind, giving warmth to his heart and courage to his will.

Also, step by step with the training of the seminarian's mind, there proceeds the training of his will. James Russell Lowell's poem tells of the spiritual transformation of Sir Launfal, whereby he was finally rendered worthy of the Holy Grail: No more on his surcoat was blazoned the Cross, but deep in his soul the sign he wore." So also the Church prays and plans that the Cross, in the beginning blazoned merely on the outside as an ideal, may on the ordination day be worn deep in her ordinand's soul. Therefore a rigid schedule governs every hour of his seminary day from 5.30 in the morning until 10 o'clock at night.

Finally the day of ordination arrives. The bishop is at the altar and before him are grouped the ordinands, dressed as priests about to begin Mass, except that they carry the chasuble folded on their left arm and hold a candle in their right hand. At the end of the Epistle, each, having been called by name, steps forward until all are kneeling before the bishop in a semi-circle. The eligibility requirements for ordination are read. The bishop makes one last inquiry regarding their worthiness and, having been assured addresses the congregation and the candidates on the magnitude of the step about to be taken.

Then follows the singing of the Litany, during which the ordinands lie prostrate and silently beseech the help of their Master and all His glorious saints. The Litany completed, the bishop's hands are laid on the head of each candidate. The same is done by all the priests present, who also together with the bishop keep their right hands extended over the ordinands while the grace of the priesthood is invoked.

This imposing of the bishop's hands is the most solemn part of the ordination ceremony. It

is a simple gesture. But in this manner the beloved Timothy was ordained by St. Paul, likewise did the other Apostles bequeath to others the powers of their priesthood received in the first place from God made man. It is but a momentary placing of the hands. But its effect is tremendous and everlasting. For the hands imposed are not merely those of the bishop. They are those hands that restored speech and hearing to the deaf and dumb. They are the hands of Him who raised the dead to life.

And now on ordination day, those hands that once gave a clod of earth the power to give sight to the blind are raised to transform a living earth, making him a partner in the world's sanctification. The ordinand may now be clothed with the final garment of the priesthood. His hands are anointed with oil. The chalice with the bread and wine is given him and he hears the words: "Receive the power to offer Sacrifice to God, and to celebrate Mass, both for the living and the dead, in the name of the Lord." Also, towards the end of the Mass, which he has celebrated together with the bishop and his fellow priests, he is reminded of his power to forgive sins and of his obligation of obedience to his bishop— and through that bishop to his successor of Peter, the foundation-stone of the Church of Christ.

Thus ends the right of ordination. For the world, it is but another graduation ceremony. But in the eyes of the faithful, a miraculous transformation has taken place. Nevermore will these new-made priests walk the streets as ordinary men.

Even non-Catholics sense a difference. Nor is this difference merely a matter of dress nor does it derive from the fact that priests do not marry. There seems to be a conviction that something larger than the individual stands behind each priest and gives authority to his words and significance to his actions.

It is not entirely unknown that even in this country people have believed the "something larger" to be the devil himself. I recall a recent incident in one of our southern states where even a physical examination could not convince the old lady that priests do not have horns. "There are no horns now," she admitted, "but he is young yet."

Educated non-Catholics, of course, will laugh as heartily as ourselves at such amusing pieces of Americana. But they also recognize a "something bigger" behind each priest. For them it is the well-knit organization that is the Church: a sort of age-old, world-wide corporation. And many of them have openly confessed that only an organization of this kind can save religion from destruction by the totalitarian state.

But how differently does the Catholic regard the priests. In his conviction it is only because of them that Christ still lives in the world — lives in the true sense, not merely as a memory but actually. For him, their collective voice teaches and commands; and it is as Christ's — the one voice speaking in the world with authority. He recognizes death and evil and the decay of time as the common fate of nations and kingly powers. But the priestly lineage is for him something that progresses triumphant from generation to generation to the end of time. Into their hands, he is convinced, have been given the keys to the Kingdom of Heaven and the power of opening Heaven to mankind by the application of the Sacraments. Therefore he goes to them confidently for religious truth and moral guidance and to receive that inner and necessary assistance for his supernatural destiny that is known as Divine Grace. Not, to be sure, because they possess any special mental or moral excellence all their own. But God has raised them from the midst of mankind and, poor weak men though they be, He has deigned to say: "He that heareth you heareth me."

Did You Know?

Less than six per cent of the total Catholic foreign mission personnel hails from America with its almost 25,000,000 Catholics; by contrast, Holland with only 2,500,000 Catholics has almost eleven per cent.

A West Coast woman according to 'Parade', is seeking a divorce form her husband because he wears ear plugs every time her mother visits them.

The black and white flag of Fribourg, Switzerland, commemorates St. Vincent Ferrer who rallied the Canton's faith at the "Reformation." The colors are based on his black and white Dominican habit.

In early colonial days, Puritanism was so intolerant towards Catholics that it banned the observance of Christmas Day (!) and set aside a day, known as "Pope's Day" to give public expression to its hatred for Catholics.

The "Our Father" is inscribed in 35 (!) languages on the walls of the Paternoster Church, Jerusalem, which is the traditional spot where the Apostles entreated our Lord: "Lord, teach us to pray."

The religious situation in Yugoslavia under the Communist-dominated **Tito** regime continues to grow worse. Between April 1944 and May 1946, 230 priests were assassinated; almost 200 of them were shot without even the semblance of a trial.

—J. M. Vosburgh, O.S.M.

William Turns Mayor

By Bill Parker

No one except perhaps the janitor with his daily classroom mess hated school any more than William—School was like castor oil—You had to take it and it went down hard. Only like today when exciting things were happening was school even bearable.

William was running for Mayor!

"Ole Honey Bunn wouldn't quit," exclaimed William. "I told him I'd give him my good luck rabbit's foot and three genuine glass marbles, but he wouldn't quit."

Earl Bassett, happy with the two Bounce-O comic books William had paid for his questionable support, nodded sympathetically: "Nobody but the girls will vote for Ole Honey Bunn anyway. I hope you win so I can be your Police Chief."

William kicked at an imaginary tin can. "There's too many ole girls in this town. Let's go find Joe Edge. Maybe he can help us think of something."

Having only an hour before election time to do his "campaigning" William needed help desperately. Being Mayor for a day was the highest honor any fifth grades could get. William's father had proudly offered a 10c raise in allowance if his son won the election. William had no intention of letting Ole Honey Bunn ruin this and have all the fun of bossing a whole town.

Joe Edge looked glum. "I guess I won't get to be Dog Catcher after all. Honey Bunn's gonna win because all the girls say he's more gentlemunny than you."

William screwed his face into what he hoped looked like a sour lemon. "Who wants to be gentlemunny? I'd rather be Mayor. We'd better think of something fast."

"What about kidnapping Ole Honey Bunn?" Earl suggested hopefully.

William balked. "You can get the 'lectric chair for kidnapping. We got to think of something else."

"If he was still in the Death's Head Club you could make him quit," suggested Joe.

"But he ain't," said William sadly. "He wouldn't swallow that raw oyster tied to a string."

"Well we better do something." said Earl. "The 'lection starts in a few minutes."

"Wait a minute," said William, "I got an idea. I'll bet somebody a hundred trillion dollars I get to be mayor. Yes siree I got an idea."

Inside the auditorium anxious voters were becoming impatient. The election was scheduled in five minutes and neither of the Mayorality candidates had appeared for their final plea. These sterling young gentlemen in the company of Earl and Joe were in the basement hatching a deal that would put veteran backroom politicians to shame.

"And if you win we'll make you swallow two raw oysters on a string," threatened William.

"Yeah," said Earl giving his favorite impersonation of Edward G. Robinson getting tough. "You'd better quit—See!"

Honey Bunn turned pale at the thought of raw oysters on a piece of string. He wavered. "I might quit if you promise something."

William had no time to be suspicious and besides he felt a little sorry for Honey Bunn. "I'll promise," he said, "and you can have my good luck rabbit's foot to boot."

"You might be afraid." Honey Bunn had given up hope of becoming Mayor, but he sensed a chance to get even. Honey Bunn couldn't fight but he wasn't short when it came to thinking.

"You'd better watch out who you call afraid."—William would walk to China and back on a dare. "What do I have to promise?"

In his wildest dreams Honey Bunn would never have dared attempt what he now proposed to William. "If you're Mayor you can make your police chief arrest anybody." Honey Bunn proceeded cautiously.

William was impatient. "Earl's gonna be my Police Chief and he'll arrest anybody in the world I tell him to—Won't you. Earl?"

Earl assented vigorously. He could hardly wait to play G-man.

"You cross your heart and hope to die you'll arrest anybody I tell you to and I won't try to be Mayor," bargained Honey Bunn.

William thought it was a good bargain. "Cross my heart and hope to die. Who do I have to have arrested?"

"Professor Purks!" — Honey Bunn was surprised that he could even say such a thing to William. "And you'll have to keep him in jail all day."

William, Honey Bunn, Joe, and a rather scared Police-Chief to-be who would have to take Professor Purks into custody arrived late for the election. Honey Bunn startled his female supporters by withdrawing from the race, but he was a gentleman to the last. Honey Bunn led the voters in three cheers for "OUR MAYOR."

For the umpteenth time Earl asked. "Maybe Professor Purks won't want to get arrested. What'll we do then?"

He'll just have to," said William. "I crossed by heart and hoped to die. Last year they arrested Doctor Chaudron and he didn't mind."

"But he didn't stay in jail all

day," protested Earl. "They let him right out."

William was adamant. "Well, Professor Purks will just have to stay in. I promised; didn't I? I guess if I'm Mayor I can keep anybody in jail I want to."

"I guess so," said Earl dismally. "But I wish I knew how?"

Next morning the regular town officials went to their offices and hid important papers so the kids couldn't mess things up. After posing for the usual pictures they turned the town over to Mayor William and took off for the day.

William took over as he imagined all Mayors took over. "Joe, you're the dog catcher, so go out and don't come back till you catch some dogs."

Joe departed and William turned to the balance of his official family. "Everybody else except Earl and Honey Bunn go do what you're supposed to do. We're gonna have a secret meetting."

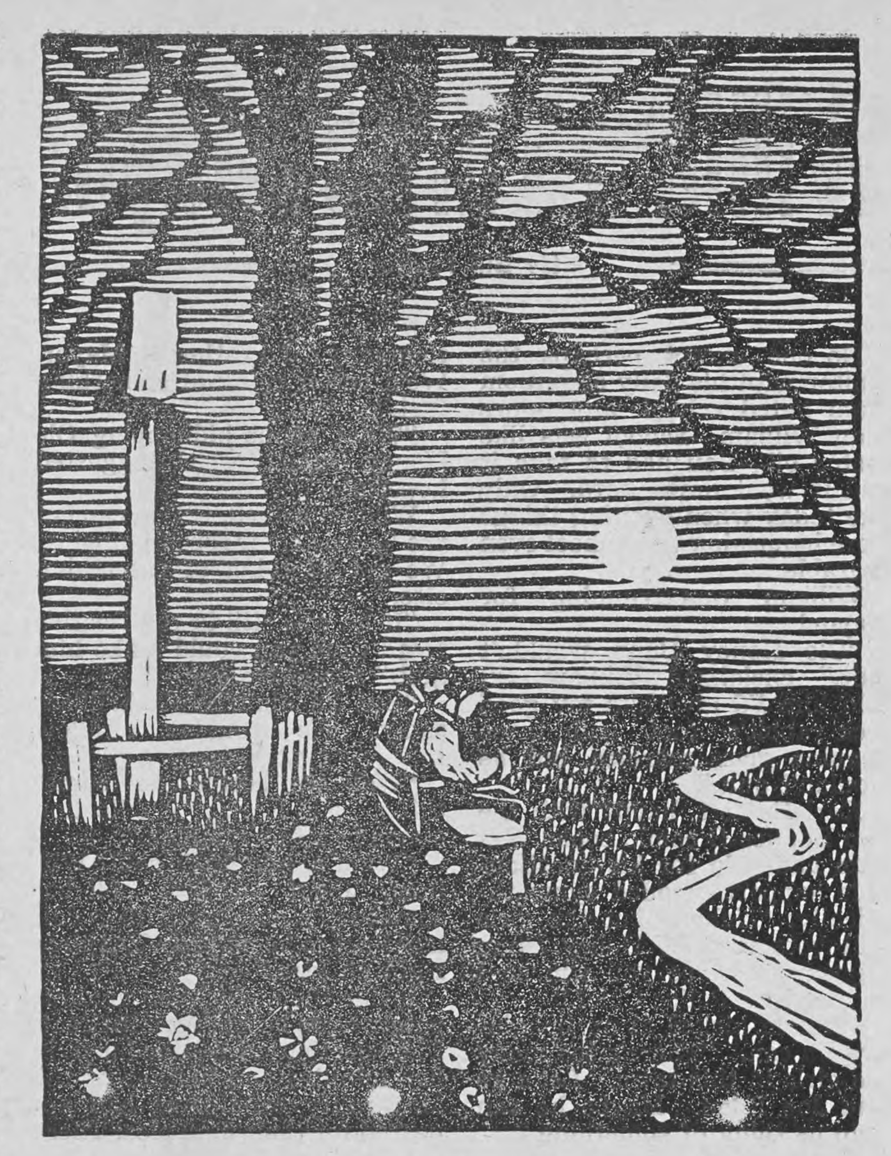
Purely out of the bigness of his heart William had appointed Honey Bunn his private secretary. Besides Honey Bunn had thought up putting Professor Purks in jail and William figured he might have some good ideas on how to keep him in all day."

Everyone else had gone, but a secret meeting called for whispering, so William whispered. "First thing we gotta do is put Professor Purks in jail."

Honey Bunn turned pale. "I'm sick. My stomach aches and I feel bad. I'm going home." With that he fled leaving Professor Purks strictly up to the Mayor and his Chief of Police.

Sudden sickness around the Mayor's office seemed catching. "I feel bad too," said Earl. "I feel so bad I bet I die before I get home."

William was disgusted. "I thought you said you wasn't afraid. All you gotta do is arrest Professor Purks. If I was Police Chief I'd do it, but I'm Mayor and a Mayor's a pretty busy man. Yes siree, a Mayor's too busy to go around arresting people."



Earl eased toward the door. "Honest, William, I'd go if I wasn't sick.—Maybe Joe'll arrest him."

"Joe can't arrest anybody but dogs," said William. "Besides, you promised on a Bible you'd be a good Chief of Police like Chief Tamplin."

"But I didn't promise on a Bible to arrest Professor Purks."

"All right! be afraid and go home," said William. "But you promised on a Bible and you'll never go to Heaven."

The choice of going below or arresting Professor Purks was tough for Earl. Professor Purks would probably be mad, but Earl had heard the devil was really something. Resigned to his fate he set out to arrest the principal.

Surprisingly enough Professor Purks was quite willing to be arrested. They were his students and he wanted to play the game up to the hilt. But first he had to finish discussing a business deal. He left Police Chief Earl waiting and returned to his visitor.

"Well, Mr. Devers," laughed the Professor, "the Mayor has ordered me arrested — School stunt you know—Students take over for the day—The Police Chief is waiting out front, so we'd better wind this up."

"Never keep a Police Chief waiting," chuckled Mr. Devers.

"They say it's bad etiquette.—Well, Professor, figuring the projector, screen and complete series of film the cost comes to exactly three hundred and ten dollars."

"It's a lot of money," said the Professor thoughtfully. "You see the school board sets aside a fund for additional educational purposes and they depend on me to use it wisely."

"My dear Professor," Mr. Devers swung into high gear. "You surely realize that practically all schools are now using Educational films. You really owe it to your students."

"I know," said the Professor. "But still it's a lot of money."

"Not when you remember that each year a new set of students will also benefit.—Your school is getting a bargain."

"I hadn't thought of that," smiled Professor Purks. "Maybe the Chief of Police will take us by the bank for your money. Then perhaps you'd enjoy going to jail with me before you catch your train."

"Glad to," grinned the salesman. "It should be quite an experience."

William was at the jail to greet Professor Purks. Also on the welcoming committee was Joe Edge, Dog Catcher for the day, who had not returned empty handed. His sole catch, Bozo, William's bosom canine, slept peacefully in the cell across from the one reserved for Professor Purks. Fortunately no real professional criminals were around to complicate the situation.

Police Chief Earl had rapidly regained confidence. "I got two mean criminals instead of one," he said proudly. "They're late for jail because they went by the bank."

William had promised Honey Bunn about Professor Purks, but a stranger was something else again. He thought he'd better play it safe. "You can go in with Professor Purks if you want to," he told Mr. Devers.

"Delighted," beamed Mr. Devers.

Police Chief Earl held the door awaiting word from Mayor William to lock it. William felt it was only fair to warn Mr. Devers.

"You might stay in a long time."

"Oh, that's all right," jollied Mr. Devers. "What's a year or so?"

Police Chief Earl had barely locked the door when Dog Catcher Joe called from the outside office that he was wanted on the telephone. Excusing himself, Police Chief Earl hurried to answer. He figured more criminals might want to get locked up. It wasn't as hard as he'd figured.

Mayor William stayed to keep his guests company. Professor Purks was just trying the bed accommodations when a newspaper photographer dropped in for pictures. Mr. Devers graciously insisted Professor Purks do all the posing.

"After all Professor they're your students and you're the big news. I'm just in jail by accident."

During this hilarity the phone rang again. This time for the Mayor. William was disappointed that it was nobody but Ole Honey Bunn.

"I've been thinking," said Honey Bunn. "Maybe you'd better not keep Professor Purks in jail all day. He might get mad and keep everybody in after school."

Thus relieved of his promise, William felt better. Things always worked out. William returned just as the photographer departed.

"You can come out of jail now," he offered. "I guess you'll be good from now on."

"Thanks Mayor," said Mr. Devers. "If you'll be so kind as to unlock the door."

"Earl — I mean the Police Chief's got the key," said William. "I'll go get him."

But Police Chief Earl was not to be found. Dog Catcher Joe informed the Mayor that Police Chief Earl's father was going hunting and Earl had decided that was more fun than arresting criminals.

William suddenly wished Ole Honey Bunn was Mayor. Being a major league baseball player was easier and you didn't get into trouble. "I'm scared," he confided to Joe.

"I'm going home," said Dog Catcher Joe. "I'll get a whipping if I don't bring in some wood. Besides I feel kinda sick."

Mayor William was sole boss now. He was afraid to tell Professor Purks he'd have to stay in jail and afraid not to. A loud and not too pleasant yell scared the Mayor even more.

"Come on with that key," yelled Mr. Devers. "I've got to make a train."

Reluctantly William returned to face the music. "You'd better let us out now, Mr. Mayor," said Professor Purks. "Mr. Devers has a train to catch."

"I can't," said William. "Earl went fishing and he's got the key."

"You little idiot," bellowed Mr. Devers. "Enough is enough. You'd better get us out and be quick about it."

"Don't shout at the boy," said Professor Purks. "You'll fluster him. It's just a harmless mistake."

"Earl went fishing," repeated William. "Earl went fishing with the key."

"Get me out of here," screamed Mr. Devers. "I've a train to catch."

At this point Bozo ceased his slumbering and began to bark loudly. This irritated Mr. Devers even more. "Get me out of here. This thing's gone far enough. And tell that hound to shut up."

"Easy, Mr. Devers," soothed Professor Purks." Now William you'd better telephone the Chief of Police."

"But he's gone fishing, moaned William.

"I mean chief Tamplin," said Professor Purks. "He'll have a duplicate key. Tell him to come right down."

Chief Tamplin arrived and released the prisoners. "I might have guessed something like this

would happen," he apologized. "We figured that since the jail was empty the kids couldn't hurt anything. I'm sorry if it inconvenienced you and your friend, Professor."

Mr. Devers had regained his composure. "Just a harmless mistake," he said. "And now, Professor, I've just about time to catch my train. You'll receive your purchase by express sometime next week."

William had been unusually quiet, but since Professor Purks was smiling and Mr. Devers had gone he felt safe again. "Chief Tamplin, will you let Bozo out of jail?" he asked. "He's growling something awful."

Once released Bozo continued to growl and scatched at the door to the street. "Guess he doesn't like jail," observed Chief Tamplin.

"Oh, that ain't it," said William. "He's mad at that man for hollering at me."

"Oh," said Chief Tamplin. "By the way, Professor, what did he sell you? I heard him mention something you'd bought."

"It's for the school," explained Professor Purks. "We're buying a movie projector and screen along with some educational films."

"Good grief!" exclaimed Chief Tamplin. "You didn't pay in advance?"

"Why yes. But everything's in order. I have a receipt." Chief Tamplin snorted, "You bet it's in order. Your money's right in his pocket. Why he's wanted in five states for that racket. Takes payment in advance and you'll never see the equipment. We had a wire on him last week. Come on, Professor, maybe we can catch him before he makes that train."

Already half down Main St. Mr. Devers saw his train pull in for its half-minute stop. He broke into a trot just as Chief Tamplin, Professor Purks, William, and a thoroughly mad Bozo tumbled out of the police station door.

"He'll make it and we won't," shouted Chief Tamplin. "It only stops for a minute."

But Bozo on four legs was doing better. Mr. Devers and his shouting had not only disturbed his sleep, but Bozo did not like anyone yelling at William.

Not knowing he was being pursued Mr. Devers arrived just as the train began to move out. Reaching for the observation car's hand rail he pulled himself forward. But something pulled him back at this precise instant. Bozo had also raced up with his beautiful set of dog teeth. Bozo's grip proved stronger. Mr. Devers was a very busy gentleman with Bozo until Chief Tamplin arrived with additional worries.

Ex-Mayor William was in very sound financial condition. It seemed that Mr. Devers was no stranger to jails and one in particular offered a hundred dollars for his return. This plus the 10c raise in allowance for being Mayor made William decide that a few double jumbo lemon sodas at Moore's drugstore would be just the thing.

WAITING FOR ORDERS

Not long ago, a gentleman was invited to dinner at the home of Emily Post, the great authority on etiquette. Man of the world though he was, this was an ordeal he dreaded, and he prepared for it by reading up on the proper knives and forks to use for this and that, in between taking a drink or so to bolster his memory and courage.

When he arrived at the house, he had a few more cocktails, and finally the company went in to dinner. Miss Post, with a charming smile, asked him if he would be so good as to carve the roast. He started bravely enough, but at his first jab the roast leaped from the platter and landed on the dining room rug. He stared at it a moment.

"Well," he said to the hostess, "you wrote the confounded book. What does one do now?

Three Disasters

The Texas City explosion has taken a toll of over 500 lives, and more will die. The Centralia mine blast sent 111 miners to their death; not a single man escaped. The tornado that cut through the Oklahoma panhandle killed nearly 150 persons.

In these disasters the warning of Scripture is fulfilled: death will come "as a thief in the night," uninvited, unannounced and without respect of person. If death were to overtake you today, would you be ready for the Judgment? The thought of death should prompt everyone to take the following recommendations to heart:

1. **Never live a minute in mortal sin. Those who have the misfortune of falling into serious sin should say an act of Perfect Contrition immediately, and not wait until confession day, which may never come.**
2. **Know the act of Perfect Contrition from memory, and recite it before retiring, and especially when in danger of any kind.**
3. **Strive to uproot habits of sin, by means of the Sacraments, the rosary and self-denial, lest they take control of the will and bring the soul to supernatural death.**

The Question Box

Only signed letters will be answered

How often should daily communicants go to confession?

Frequent and daily communicants should confess their sins every week or ten days. Pope Pius XII in his encyclical on the Mystical Body addressed a paragraph to priests on this very point. He enjoined on all priests the obligation of preaching frequent confession to all classes of people.

Confession is not only a source of forgiveness of sin, it is also a means of obtaining a very special strengthening grace from Christ. It is through confession that Christ works to keep evil tendencies in check. The more frequent the confession the more will the soul profit from this fruitful activity of Our Saviour.

The remarks made by St. Teresa of Avila should inspire all those who are sick to seek Holy Communion, as often as possible, as a remedy for illness. "Do you not believe that this most holy Food is beneficial nourishment even for the body and a remedy for even physical ailments? Personally, I am sure that it is. I know a person who was afflicted with serious infirmities, and who frequently endured the most acute pains. However, when she received Communion she was instantaneously cured of these ills, as though by the touch of one's hand. This favor was granted to her frequently. And what is more, her maladies were so apparent that I do not see how they could have been pretended."

What about "wakes"?

"Wakes" for the dead are local traditions or customs. In some countries "wakes" are totally unknown. It stands to reason that in localities where wakes are the custom, they should be conducted not in spirit of revelry, but in prayer for the deceased.

Why did God create the devil? And must Catholics believe in a personal devil?

The Fourth Latern Council of the Church teaches: "The devil and other demons were created by God good by nature, but they became bad through their own fault." God did not create the devil as such, but a pure angelic spirit, Lucifer, who out of pure malice and pride rebelled against Him, and was condemned to Hell with the other angels who followed him. The Scriptures mention him as the tempter of our first parents, of our Lord in the desert, of Judas, and of all mankind. Thus the devil is a real personality; yet, though his power to tempt man is great, "God is faithful and will not permit you to be tempted beyond your strength, but with temptation will also give you a way out that you may be able to bear it." (I Cor. x, 13).

When reading the lives of the saints why do we not find any that were married men with large families?

Short biographies usually content themselves in portraying the virtues of the Saints without entering too much into detail. But in the more complete Lives of the Saints we read that St. Louis of France was the father of 11 children, St. Nicolaus von der Flue was the father of 10 children, St. Ferdinand of Castile, the father of 7, etc.

Is it not unjust to punish a few years of sin with an eternal punishment?

No, it is not unjust. The comparison should not be made between this short life of ours and eternity, but between a sinner eternally obdurate in sin and an all-holy God. Even if we had a thousand years of probation, it would in no way change the problem. For what is this in comparison with eternity? In fact, we should rather thank God that the time is so short, and also that we can make a definite choice of God in one minute, as many a death-bed repentance proves.

Have you heard these?

"I see women are wearing their dresses longer," remarked a husband from behind his paper.

"Yes?" queried his wife with a withering look. "Well, if they have to wear them as long as I do they have my pity."

* *

She insisted on taking innumerable frocks with her, and they arrived at the station loaded with luggage.

"I wish," said the husband, thoughtfully, "that we'd brought the piano."

"Don't try to be funny," came the frigid reply.

"I'm not trying to be funny," he explained sadly. "I left the tickets on it."

A little girl knocked at the front door of the grocery store one Sunday morning. Her chum, the daughter of the grocer, stuck her head out of the second story window, and said: "Nancy, we've all been to camp meeting, and got converted. If you want milk on the Sabbath you'll have to come around to the back of the store."

* *

A youngster went into the parlor to see a visitor who was with his father.

"Well, my little man," said his father's friend, "what are you looking at me for?"

"Why," replied the boy," daddy told me that you were a self-made man, and I want to see what you look like."

"Quite right," said the gratified guest, although ugly and fat. "I am a self-made man."

"But why did you make yourself like that for?" asked the boy.

* *

A well-known Royal Academian who noticed a drawing of a fish by a pavement-artist asked the man what sort of fish it was supposed to be.

"A shark, sir!"

"But you've never seen a shark," said the R.A.

"That's true, sir," the man agreed: "but then, don't some of those Academy chaps paint angels?"

* *

Mrs. Johnson: "What's your name?"

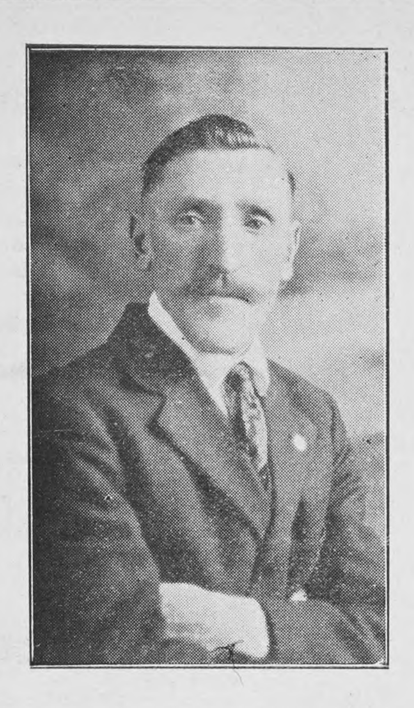
Newsboy: "George, ma'm."

Mrs. Johnson: "George who?"

Newsboy: "George Washington."

Mrs. Johnson: "That's a pretty famous name."

Newsboy: "It ought to be. I've been selling papers here for five years."



Herr Jakob Simon Klein aus Regina, Sask. ist als großer Apostel der katholischen Presse bekannt. Seit Jahren schon schreibt er nicht nur selbst Berichte für katholische Zeitungen, er wirbt auch neue Leser, so viel er nur kann.

Herr Jakob Simon Klein hat sich bereit erklärt, auch für den Marienboten einen großen Werbezug zu beginnen. Regina wird sein Arbeitsgebiet sein. Mit ihm wird Herr Joseph Eiswert, ebenfalls aus Regina, arbeiten.

Beiden diesen Presseaposteln wünschen wir Gottes reichsten Segen zu ihrem schönen Werk. Herr Klein, der selbst einen Priestersohn hat, weiß unsere katholische Pressearbeit zu schätzen. Priesterarbeit, auf der Kanzel, in der Schule, in der Redaktion, ist Gottes Arbeit. Das ist Herrn Kleins Ansicht. Mögen recht viele ihn in dieser Ansicht und in seiner Arbeit für diese Ansicht unterstützen.

